

II. ABTEILUNG

Actes d'Iviron III. De 1204 à 1328. Édition diplomatique par Jacques Lefort, Nicolas Oikonomidès, Denise Papachryssanthou, Vassiliki Kravari, avec la collaboration d'Hélène Métrévéli. Texte (Archives de l'Athos XVIII). Paris: CNRS Éditions 1994, XIII, 412 S.; zugehörige Abbildungsmappe („Album“) mit 68 Facsimileblättern. ISBN 2-271-05082-0.

Actes d'Iviron IV. De 1328 au début du XVI^e siècle. Édition diplomatique par Jacques Lefort, Nicolas Oikonomidès, Denise Papachryssanthou, Vassiliki Kravari, avec la collaboration d'Hélène Métrévéli. Texte (Archives de l'Athos XIX). Paris: CNRS Éditions 1995, XII, 260 S.; zugehörige Abbildungsmappe („Album“) mit 49 Facsimileblättern. ISBN 2-271-05348-X.

In kurzer zeitlicher Folge erschienen zwei weitere Bände mit Urkunden aus dem Archiv des Iviron-Klosters, die den Zeitraum von 1204 bis 1328 (Iviron III) und 1328 bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (Iviron IV) abdecken und damit die Reihe der Iviron-Urkunden abschließen. Beide Bände sind vom gleichen Team erarbeitet, das bereits für Iviron I (1985) und Iviron II (1990) verantwortlich zeichnete (mit einer kleinen Ausnahme: Vassiliki Kravari stieß erst bei Iviron II zu dem Unternehmen). So ist es nicht verwunderlich, daß auch die zwei jetzt vorgelegten Editionsbande in der gewohnten, fast schon sprichwörtlichen Qualität der Vorgängerbände angefertigt sind.

Gleich wie bei diesen Vorgängerbänden stehen auch bei Iviron III und IV am Beginn eingehende historische Untersuchungen zum Kloster und seinen Besitztümern während der behandelten Epoche, Ausführungen, die der Feder Jacques Leforts entstammen und fast zur Gänze auf den im Anschluß edierten Dokumenten basieren (s. die einleitenden Bemerkungen in Iviron III, S. 3 und Iviron IV, S. 3). In Iviron III wird dabei zunächst aus der Perspektive des Klosters die Situation von der lateinischen Eroberung (1204) bis zum Regierungsantritt Michaels VIII. Palaiologos (1258) skizziert (S. 3–8). Ein zweiter, auf Grund der breiteren Quellenbasis detaillierter gestalteter Abschnitt beschäftigt sich mit den Regierungen Michaels VIII. und Andronikos' II. Palaiologos, also mit den Jahren 1258 bis 1328 (S. 8–32 mit folgenden Unterkapiteln: 1. Les higoumènes [S. 8–10]; 2. Le monastère [S. 10–11]; 3. Iviron et l'Athos [S. 11–12]; 4. Le domaine d'Iviron en Macédoine. Ses accroissements [S. 12–23]; 5. Les parèques d'Iviron [S. 23–25]; 6. La rente fiscale et les revenus du monastère [S. 25–31]; 7. Iviron, loin de la Géorgie [S. 31–32]). Ein Abschnitt über die Besitztümer zu Beginn des 14. Jahrhunderts (S. 32–47): Athos: S. 32–33; Makedonien S. 33–47) beschließt die einleitenden Ausführungen. Es folgen noch eine Liste der Äbte und der mit Klosterämtern betrauten Mönche (S. 49–50) sowie knappe generelle Anmerkungen zu den im folgenden edierten Dokumenten (S. 51–52).

Iviron IV schließt in Aufbau und Inhalt unmittelbar an das eben gezeichnete Bild an: Der erste Abschnitt des darstellenden Teils ist dem Zeitraum von 1328 bis 1430 gewidmet und weist die gleiche Kapitelunterteilung auf wie Iviron III für die Jahre 1258 bis 1328 (die Seiten der Unterkapitel: 1: S. 3–5; 2: S. 5–8; 3: S. 8–9; 4: S. 9–18; 5: S. 18–20; 6: S. 20–22); der zweite, abermals weitgehend analog aufgebaute Einleitungsteil ist den Verhältnissen während der Anfänge der osmanischen Herrschaft gewidmet (S. 22–33, mit Beiträgen von Bernadette Martin-Hisard [S. 23–25], Cécile Morrisson [S. 25] und Irène Beldiceanu-Steinherr [S. 30–32] zu verschiedenen Spezialthemen). Auch hier beschließen Bemerkungen über die Besitztümer (S. 34–36), eine Liste der „Higoumènes et officiers“ (S. 39–40) und eine „Note sur les Archives d'Iviron“ (S. 41–42) die einleitenden Passagen.

Was die jeweils im Anschluß edierten Archivstücke betrifft, so präsentieren sie die für Ausgaben nach dem Archivprinzip charakteristische bunte Mischung von Schriftstücken verschiedenster Art und Provenienz. Von den 32 in Iviron III edierten Urkunden sind dabei 27 im Original

und 5 in Kopie erhalten; davon waren bislang 18 Urkunden bereits ganz oder auszugsweise ediert (zum Teil in stark veralteten Editionen), 14 Dokumente waren bis dato unediert. Neben textlich umfangreichen Praktika findet sich unter den herausgegebenen Stücken mit Ivion III, Nr. 68 (S. 140–142) etwa eine Patriarchenurkunde in Protokollform, mit Präsenzzeile und Charophylax-Unterschrift, Ivion III, Nr. 69 (S. 145–147) zeigt ein schönes Beispiel für eine originale Metropolitenerkunde, eine nicht gerade reich dokumentierte Urkundenform. Mit Ivion III, Nr. 83 (S. 296–297) steht man vor einer originalen Patriarchenurkunde des Jahres 1326, die das Problem der Doppelüberlieferung vor Augen führt: An sich wäre zu erwarten, daß sich die Urkunde im Patriarchatsregister von Konstantinopel in kopialer Überlieferung findet, doch ist dies nicht der Fall (vgl. *Das Register des Patriarchats von Konstantinopel I*, hrsg. von H. Hunger und O. Kresten unter Mitarbeit von Carolina Cupane u. a. [CFHB XIX/1], Wien 1981). Als ranghöchste Urkunden enthält Ivion III vier Kaiserurkunden, sämtlich im Original erhalten: einen Chrysobullos Logos Kaiser Michaels VIII. Palaiologos vom Januar 1259 (Nr. 58: S. 90–92) (Dölger, Regesten 1867), einen bislang unedierten Chrysobullos Logos von Kaiser Andronikos II. Palaiologos vom Juni 1283 (Nr. 62: S. 114–115) (Dölger, Regesten 2095) und ein bislang ebenfalls nicht herausgegebenes Prostagma/Horismos desselben Kaisers vom Februar 1285/1300/1315 (Nr. 63: S. 117–118) (soweit ich sehe nicht bei Dölger, Regesten vorhanden; ein entsprechender expliziter Hinweis fehlt jedoch bei der Besprechung der Urkunde in Ivion III. — Bei der Datierung der Urkunde stützen sich die Herausgeber lediglich auf den Duktus der kaiserlichen Unterschrift; eine genauere Datierung erscheint uns mittels der Textschrift jedoch möglich. Eine entsprechende, breiter angelegte Studie für das 13. und 14. Jahrhundert wird derzeit von Erich Lamberz und dem Verf. ausgearbeitet) sowie einen Chrysobullos Logos des Mitkaisers Michael IX. Palaiologos vom August 1310 (Nr. 72: S. 184–186) (Dölger, Regesten 2626).

Die gleiche Vielfalt an Dokumenten zeigt auch Ivion IV. Der Band enthält insgesamt den Wortlaut von 22 Urkunden, von denen 17 im Original und 5 in Kopie erhalten sind; davon waren bislang 14 ganz oder auszugsweise ediert; 8 Dokumente waren bis dato unediert. Hier stehen drei Kaiserurkunden an der Spitze, abermals sämtlich im Original erhalten: ein Chrysobullos Logos von Johannes VI. Kantakuzenos vom Juli 1351 (Nr. 91: S. 127–130) (Dölger, Regesten 2980), ein Chrysobullos Logos von Johannes V. Palaiologos vom August 1357 (Nr. 94: S. 144–146) (Dölger, Regesten 3068) sowie ein Prostagma Kaiser Manuels II. Palaiologos vom Juni 1421 (Nr. 98: S. 164) (Dölger, Regesten 3389). Appendix V bringt schließlich noch einen gefälschten Chrysobullos Logos für Johannes VI. Kantakuzenos (S. 195–196) (Dölger, Regesten 2981).

Stichprobenartige Überprüfungen an Hand der manchmal leider qualitativ nicht sehr hochwertigen Schwarzweiß-Facsimiletafeln bestätigten die auch bislang mit dem Editionsteam verbundene fehlerfreie Lesung der Dokumente (an dieser Stelle sei daran erinnert, daß auch die Herausgeber, gleich wie bei den bisherigen Bänden der Editionsreihe, nur mit Photographien der Originaldokumente arbeiteten und nicht die Originale selbst in den Händen hatten, ein Umstand, den man nicht zuletzt bei den Urkundenbeschreibungen einige Male bedauert). Mit der Neuausgabe der Dokumente ist dabei vielfach ein textlicher Fortschritt auch da gegeben, wo man ihn a priori nicht unbedingt erwarten würde (s. etwa als Beispiele die Textverbesserungen der Herausgeber bei Ivion III, Nr. 83 und 84 im Vergleich zu den Editionen von Dölger). So ist es auch diesmal insgesamt wenig, was Anlaß zu Kritik oder zu Verbesserungsvorschlägen gibt. Aus der Sicht des Benützers wäre zunächst ein relativ kleiner, aber nicht unbedeutender Wunsch auszusprechen: Ist es nicht möglich, bei den Folgebänden der Reihe „Archives de l'Athos“ den Urkundenabbildungen am Rand eine Zeilenzählung zur leichteren Orientierung beizugeben, zusätzlich zur summarischen Zeilenangabe unten in der Abbildungslegende? Dies würde die Überprüfung von Textstellen am Facsimile bedeutend erleichtern und beschleunigen. Keine Frage der Benutzerfreundlichkeit sind hingegen Probleme, die bei Ivion III, Nr. 58 auftreten: Hier geben die Editoren den Chrysobullos Logos Kaiser Michaels VIII. Palaiologos nach einer zeitgleichen beglaubigten Kopie heraus, da das Original an Beginn und Ende verstümmelt ist. Die Lesungen des umfangmäßig durchaus nicht unbedeutenden Originals werden dann lediglich im Apparat ausgewiesen. (Die Überprüfung der Abweichungen am beigegebenen Facsimile ist wiederum sehr zeitaufwendig, da die Editoren darauf verzichteten, die unter den Abbildungen des Originals ange-

führten Zeilenangaben in Bezug zu setzen mit dem Zeilenfall der Kopie, nach der die Herausgeber edieren, und da sie andererseits auch im kritischen Apparat die Zeilenzählung des Originals nicht ausweisen). Methodisch einwandfrei ist aus diplomatischer Sicht hier die Textkonstitution nicht — im Gegensatz etwa zu der von Era Branuse bei der Herausgabe der Patmos-Urkunden gewählten Lösung: Dort wird in solchen Fällen so lange der Text der Kopie in Petit-Druck und mit Sonderzeilenzählung gebracht, bis das Original mit der Textüberlieferung einsetzt; ab diesem Punkt folgt normale Schriftgröße und gewöhnliche Zeilenzählung (s. als Beispiel etwa Βυζαντινά ἔγγραφα τῆς μονῆς Πάτμου. Α'. Αυτοκρατορικά. Διπλωματική ἔκδοσις, γενική εἰσαγωγή, ἐνδετήρια, πίνακες ὑπὸ Ἑρᾶς Α. Βρανούση. Athen 1980, S. 59 ff. [Nr. 6]).

Kleinere Unstimmigkeiten begegnen auch im Rahmen der Urkundenbeschreibungen, die jeweils der Edition des Textes vorangehen, Unstimmigkeiten, die sich wohl auf die Tatsache verschiedener Bearbeiter zurückführen lassen. So wird etwa für das Chrysobull Ivron IV, Nr. 94 (S. 141 unter „Le texte“) angegeben, das letzte Wort des Urkundentextes κράτος sei in Monokondyliien geschrieben. Gemeint ist offensichtlich die tatsächlich etwas feierlich-verschnörkelte Schreibweise — von Monokondyliien läßt sich freilich nicht sprechen, allenfalls von „monokondyliienartiger Schrift“ —, wie sie jedoch in so gut wie allen originalen Chrysobulloi Logoi der Zeit bei der Schreibung des Wortes zu beobachten ist (die durchaus erkennbaren Hintergründe würden einen längeren Exkurs erfordern, auf den an dieser Stelle allerdings verzichtet sei). Das Phänomen begegnet demzufolge auch in Ivron IV, Nr. 91, wo jedoch (völlig zurecht) nicht eigens darauf hingewiesen ist (Gleiches gilt etwa für Ivron III, Nr. 58, Nr. 62 und Nr. 72).

Noch einmal kurz zu Ivron IV, Nr. 94: Dort liest man bei der Beschreibung der kaiserlichen Unterschrift „la fin du mot Παλαιολόγος est elle aussi en monocondyle“ (S. 141 unter „Le texte“). Auch diese Angabe wird der Sachlage nicht gerecht; hier wäre die klärende Studie von M. Marković, O potpisima nekih Paleologa. *Živa antika* 2 (1952) 95—97 einzusehen und zu zitieren gewesen.

Ein eigenes Problem stellt die drucktechnische Ausweisung der Urkundenunterschriften dar (bzw. das Unterbleiben solcher Ausweisung): Bei Ivron IV, Nr. 86, 87 und 88 (weitere Beispiele ließen sich nennen) wäre so zu verfahren gewesen, wie dies etwa N. Oikonomides in den „Actes de Docheiariou“ (Archives de l'Athos XIII, Paris 1984), Nr. 22, S. 165 tat.

Doch genug der Quisquilien. Mag auch der gestrenge Diplomatiker hie und da etwas enttäuscht und in manchen Punkten abweichender Meinung sein, so trübt dies doch seine Freude nicht, beim Arbeiten in Zukunft auf zwei weitere verdienstvolle Bände der Reihe „Archives de l'Athos“ zurückgreifen zu können, zu denen man allen daran Beteiligten nur aufrichtig gratulieren kann.

München

Andreas E. Müller

Gregorii Acindyni Refutationes duae operis Gregorii Palamae cui titulus dialogus inter orthodoxum et barlaamitam, ed. Juan Nadal Cañellas. [= Corpus Christianorum, Series graeca, 31]. Turnhout (Brepols) — Leuven (University Press) 1995, CXC, 486 S.

Der Editor, Professor für byzantinische Theologie am Pontificio Istituto Orientale (Rom), legt mit diesem Band eine ausgereifte Arbeit vor, die in einem Zeitraum von 25 Jahren entstanden ist; der lange Entstehungsprozeß erklärt sich aus der Tatsache, daß der Herausgeber die in Zusammenarbeit mit den Professoren G. Mantzarides und P. Chrestou (Thessalonike) geleistete Editionsarbeit (1970—1974) durch eine mehr als zehnjährige Aufgabe im diplomatischen Dienst seines Heimatlandes unterbrochen hatte. Zugleich stellt er für die kommenden Jahre eine französische Übersetzung der edierten Antirrhethika samt einer ausführlichen Biographie (in kritischer Auseinandersetzung mit A. Constantinides-Hero u. a.) in Aussicht (in der Reihe: *Spicilegium Sacrum Lovaniense*).

Der Einleitungsteil gibt zunächst einen Überblick über das Leben des Gregorios Akindynos (ca. 1296/1300—vor Mai 1348). Aus dem makedonischen Prilep stammend, ohne aber slavischer Herkunft zu sein, war Akindynos — entgegen der polemischen Behauptung seiner späteren Gegner — niemals Schüler des Barlaam von Seminara gewesen; umgekehrt setzte er sich bis zur

entscheidenden Synode von 1341 sehr für seinen Freund Gregorios Palamas ein; als dieser aber sein zuvor gegebenes Versprechen, anstößige Stellen um der dogmatischen Klarheit willen aus seinen Schriften zu streichen (bzw. abzuändern), nicht einhält, wird Akindynos — nach der Abreise des Barlaam nach Italien — zu Palamas' entschiedenem Gegner. Im Auftrag des Patriarchen Johannes Kalekas verfaßt er die hier edierten Antirrhethika; erst nach der zweiten Synode (1347) zieht er sich für die wenigen Monate bis zu seinem Tode aus Konstantinopel zurück (S. XIII—XXVIII). — Es folgt dann ein Abschnitt über die beiden Antirrhethika (S. XXIX—XLIX), in dem die Fragen der Datierung und Intention sowohl auf Seiten des Akindynos wie des Palamas aus den Primärquellen neue Antworten in bisher unbekannter Präzision finden. Es wird dabei deutlich, daß Palamas, der sich nach außen immer als dogmatisch entschieden und seinen Gegnern überlegen gab, oft stillschweigend seine Schriften abänderte, möglicherweise sogar zur „Überführung“ seiner Gegner deren Schriften verfälschte. — Von den beiden letzten Punkten handelt noch einmal ausdrücklich (mit Textbelegen) der folgende Paragraph (S. L—LXI). — Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Zitationsweise des Akindynos (S. LXII—LXVII): ein Kapitel, in dem sich hermeneutische Überlegenheit der Väterexegese des Akindynos erweist, sowie den jeweils einzigen Handschriften der beiden Traktate (Monac. gr. 223 bzw. Marc. gr. 155), die damit ihre Editio princeps finden (S. LXVIII—LXXVI). Den Abschluß der Einleitung bilden Ausführungen über Akindynos als Schriftsteller (S. LXXVII—LXXXI) sowie dessen Grammatik und Orthographie (S. LXXXII—XCI).

Sehr nützlich für den Theologen sind die Zusammenfassungen der vier großen Logoi der ersten Refutatio (S. XCIII—CXC). Die Editionen sind mit einem sehr sorgfältig gearbeiteten Quellenapparat versehen; um die Hauptgedanken des Akindynos zu erfassen, empfiehlt es sich, zunächst die kleine Widerlegung (S. 411—430) zu lesen, die die Form eines Dialoges zwischen Palamas und einem Orthodoxen hat. Nach den bewährten Ausstattungsregeln der Reihe schließt der Band mit mehreren Indices (Eigennamen, Zitationen aus der Hl. Schrift bzw. anderen Autoren).

Nimmt man die bevorstehende Edition des Hauptwerkes Barlaams im Palamitenstreit durch Antonios Fyrgos (Rom) in einer ähnlichen Reihe hinzu, dann sind uns mit dieser Edition endlich die Mittel an die Hand gegeben, um die Gewichte im theologischen Streit um Palamas neu zu verteilen; es zeigt sich nämlich, daß sowohl Gregorios Akindynos wie auch Barlaam von Seminara in der Kohärenz und Konsistenz von Person und Werk ihrem Gegner Gregorios Palamas weit überlegen sind. Nicht die theologische Kompetenz, sondern Machtfragen zwischen den herrschenden Dynastien und Parteien gaben letztlich den Ausschlag über Sieg oder Niederlage der Streitparteien, die wohlgemerkt — und dies kann gegen anderslautende Tendenzen nicht oft genug wiederholt werden — beide in der jahrhundertealten, byzantinischen Tradition verwurzelt waren (wie H.-G. Beck schon in seinem Referat auf dem Ochrides Byzantinistenkongreß 1961 festgestellt hatte). Den weiteren Editionen auf diesem Sektor, denen man auch die Ausgabe der theologischen Werke des Johannes Kantakuzenos beizählen kann, darf mit Spannung entgegen-
gesehen werden.

Frankfurt/M.

Gerhard Podskalsky

Heinzgerd Brakmann, *Die Einwurzelung der Kirche im spätantiken Reich von Aksum*. Bonn, Borengässer 1994. VIII, 213 S. und Abb. auf 7 S.

Missions- und Handelsinteressen lenkten bis zum 7. Jh. auch das Augenmerk der Byzantiner auf das Reich von Axum. Allerdings zeigen schon allein die in den byzantinischen Quellen zu findenden unpräzisen Bezeichnungen für die Bewohner dieses Reiches, daß es sich nur um die äußerste Randzone byzantinischen Einflusses handelte und daß man in Byzanz nur sehr nebulose Vorstellungen von diesen Gebieten hatte. Dem Aspekt der byzantinischen Mission in Äthiopien hatte sich schon Isrun Engelhardt gewidmet (Mission und Politik in Byzanz, München 1974, 104—146). Die vorliegende, im Jahr 1993 an der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn angenommene Inauguraldissertation stellt nun die Aspekte der äthiopischen spätantiken Kirchengeschichte in den Mittelpunkt der Untersuchung.

Die Quellen für ein solches Unternehmen fließen nicht reichlich und sind zum großen Teil schwer zu interpretieren. Entsprechend groß ist die Zahl der gelehrten Studien, die sich um Klärung bemühten und zu unterschiedlichen Ergebnissen gelangten. Verf. listet sie S. 189–222 auf (dazu ist auch Anm. 1 zu vergleichen), legt in den Anmerkungen darüber hinaus Zeugnis seiner umfassenden Kenntnis nicht nur der Spezialstudien, sondern auch der weiteren Forschung zur Spätantike ab und versteht es, die speziellen Ergebnisse in größere Zusammenhänge hineinzustellen. Quellen und Literatur werden von ihm gründlich ausgewertet und klar, ausgewogen, kritisch und im allgemeinen sehr förderlich beurteilt. So liegt hier ein kundiger Wegweiser durch ein wahres Forschungsgestrüpp vor. Da die Studie sehr konzis abgefaßt ist und die Anmerkungen weitgehend überwiegen, kostet das Durcharbeiten des Buches allerdings Mühe. Der Leser beendet seine Lektüre aber mit Gewinn.

Nach Informationen über die Gebiete, die Bezeichnung und die Sprache der Axumiten (S. 3–9) folgt ein erster Teil, der das herausarbeitet, was über Geschichte, Profan- und Kultbauten und die Religion der vorchristlichen Periode den Quellen zu entnehmen ist (S. 10–50). Diese Ausführungen sind eine Voraussetzung für das Verständnis des christlichen axumitischen Reiches, dem der größte Teil der Studie gewidmet ist. Verf. behandelt zuerst die Probleme der Anfänge des Christentums (S. 51–66), darauf Axum unter christlichen Herrschern (S. 67–116), schließlich einzelne Aspekte der axumitischen Kirchengeschichte, also z. B. Bischöfe, Märtyrer, Glauben, christliche Literatur (S. 117–185).

Es sind also eine Menge unterschiedlichster Probleme, Informationen und Urteile, die in dieser Studie ausgebreitet werden. Register der Namen und Sachen, der Geographica, der Quellen, der modernen Autoren würden dem Benutzer deshalb die Auswertung sehr erleichtern. Leider wurde darauf aber verzichtet. Außerdem fehlt eine Zeittafel, die die Einordnung in die chronologischen Zusammenhänge der Spätantike ermöglichte. Nur einige Karten und Münzabbildungen sind dem Buch beigegeben.

Eines der Hauptprobleme der kirchenhistorischen Axumitenforschung formulierte Friedrich Heyer: „Ist die Bekehrung zum Christentum in einem äthiopischen Reiche erfolgt, das sich zuvor dem jüdischen Offenbarungsglauben erschlossen hat? ... dann könnte man die judenchristlichen Phänomene in Äthiopien am lebenden Objekt studieren. Hier wäre eine Kirche vor uns, die nie durch eine Hellenisierung hindurchging“ (Die Kirche Äthiopiens, Berlin 1971, VIII f.). Brakmann findet klare Antworten: Gegen die Hypothese einer umfassenden Judaisierung vor der Christianisierung spreche eine Festpredigt auf den ersten christlichen König Axums, die die Axumiten vor ihrer Bekehrung zum Christentum als Polytheisten, als Verehrer von Astralgöttheiten, Steinen oder Götterstatuen darstelle (S. 36). Zwar sei es möglich, daß seit dem 3. Jh. n. Chr. jüdische Händler aus Südarabien auch nach Axum gelangten und einzelne Axumiten zum mosaischen Glauben bekehrten, doch beweisen lasse sich das nicht. Auch aus den legendenumwobenen „Schwarzen Juden“ (S. 46–50) lasse sich schwerlich ein vorchristliches axumitisches Judentum ableiten; denn drei Erklärungen seien möglich, nämlich daß es sich dabei „um Nachfahren eines — selbst nur hypothetischen — zwischenzeitlich bibel- und schriftenlos gewordenen Restjudentums aksumitischer Zeit“ oder „um eine im 14./15. Jh. neugestaltete, neben- oder gegenchristliche Reorganisationsform des antiken Synkretismus der Völker am Roten Meer“ oder auch um „die radikale, nebenchristliche oder entchristlichte Variante christlich-äthiopischer Israel-Imitation“ handeln könne (S. 49). In der Zeit der frühen christlichen Herrscher von Axum habe es zwar sowohl militärische als auch friedliche Kontakte zwischen äthiopischen Christen und Juden Südarabiens, die auch nicht ohne kulturelle Auswirkungen blieben (S. 172–185), gegeben, doch ließe sich nicht beweisen, daß sie „als bestimmender Faktor der frühen aksumitischen Kirchengeschichte“ gewirkt hätten (S. 185). „Erste, wenig sichere Hinweise auf ein Judentum in Äthiopien finden sich für das 9./10. Jh.“ (S. 45).

Von den Quelleninterpretationen und mannigfachen erzielten Ergebnissen der Studie sei in dieser Zeitschrift nur noch auf einige Beiträge zur Klärung einzelner Stellen in byzantinischen Quellen hingewiesen, so auf die Frumentiosproblematik (S. 51–67), so auf die Auseinandersetzungen Kaleb's mit Himyar (S. 84–96), bei denen auch Byzanz aus handelspolitischem Interesse seine Hände mit im Spiel hatte, so auf die Legenden über die sog. „Römischen Heiligen“ (S. 127–136), so auf die Auswirkungen der christologischen Streitigkeiten auf die axumitische

Kirche (S. 136—139), so auf die intensive christlich-axumitische Übersetzungstätigkeit zumeist griechischer Texte (S. 144—170), die uns in einigen Fällen die verlorenen griechischen Originale ersetzen.

Berlin

Friedhelm Winkelmann

Catalano, P./Sitzia, F., *FIURIS. Archivio elettronico per l'interpretazione delle fonti giuridiche romane*. Consiglio Nazionale delle ricerche, Roma 1994.

Il CD-ROM qui recensito è già stato preannunciato in *Index*, 20 (1992) 291—306, nonché presentato ufficialmente in un seminario svoltosi a Roma il 25.—26. 2. 1994, i cui atti sono ora stampati nella rivista *Informatica e diritto*, 1995, 191—300; a queste pubblicazioni si rinvia per maggiori particolari.

Esso consta essenzialmente di un archivio bibliografico composto tramite lo spoglio di un certo numero di periodici europei — specializzati nel diritto romano o in questo unito alla storia giuridica — ad iniziare dall'anno 1965 (o dal primo numero di pubblicazione se questa cominciò solo successivamente) fino all'ultimo volume a disposizione del gruppo di lavoro nel 1993: questo è l'annata 1989 per *Iura*; la 1990 per il *Bullettino dell'Istituto di diritto romano* ed anche (non è chiaro perché) per il *Rechtshistorisches Journal*, la 1991 per l'*Anuario de Historia de derecho español* nonché per *Studia et Documenta Historiae et Iuris*; la 1992 per la *Revue historique de droit français et étranger*, la *Revue internationale des droits de l'antiquité*, la *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung* e la *Byzantinische* (non *Bizantinische*!) *Zeitschrift*; la 1993 per *Index*, *Labeo* e la *Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis*. Stante il criterio piuttosto restrittivo usato nella scelta (che esclude tuttavia periodici nei quali la presenza romanistica è determinante, come gli *Annali del Seminario giuridico dell'Università di Palermo*), tale elenco non presta il fianco a particolari osservazioni, se non il compiacimento per la preferenza accordata alla nostra rivista (unica soggetta a spoglio fra quelle non giuridiche; vi si può leggere un invito implicito a non trascurare tali tematiche) e il disappunto per non vedere inserito *The Journal of Juristic Papyrology*, tanto più che ultimamente ha ripreso le pubblicazioni con una certa regolarità.

La raccolta bibliografica è finalizzata essenzialmente ad essere interrogata attraverso le fonti, cioè a permettere di reperire in quali lavori comparsi sui periodici consultati viene citato ciascun testo giuridico romano (appartenente cioè al *Corpus iuris* di Giustiniano, al *Codex Theodosianus* con le relative novelle e con l'*Interpretatio*, alle principali opere di età imperiale trasmesse al di fuori della compilazione giustinianea; il modo di citazione è indicato nell'elenco fonti ed è essenziale per poter condurre l'interrogazione). Ciò è utile sia per una prima informazione bibliografica in ordine a uno studio appena iniziato (ma occorre già conoscere le principali fonti!), sia soprattutto quando nel corso di una ricerca su un determinato argomento ci si trova ad utilizzare passi che trattano prevalentemente di altri temi e dei quali si ha la necessità di apprendere in breve tempo le principali problematiche. A questo proposito sarebbe peraltro utile sapere in quali opere o parti di esse il testo viene effettivamente analizzato e in quali esso è semplicemente citato; per ora il programma permette solo di distinguere se il passo è riportato per esteso o no.

E' inoltre possibile utilizzare l'archivio come promemoria per il completamento di dati che si possiedono solo in parte: ad esempio, il titolo preciso di un articolo di cui si conosca l'autore, oppure di cui si sappia che è stato pubblicato più o meno in un certo anno in una determinata rivista; si possono infatti ricercare i dati anche partendo dall'autore, dal titolo, dalla rivista, dall'anno, e altresì combinare insieme due o più di queste possibilità (a questo scopo consultare le istruzioni). Manca invece la possibilità, se non m'inganno, di ottenere bibliografie ordinate per anno in serie crescente; normalmente vengono fuori secondo l'ordine alfabetico dei titoli delle riviste.

L'archivio può funzionare anche, in qualche misura, come repertorio bibliografico per soggetto: è infatti possibile ottenere l'elenco delle pubblicazioni schedate che recano nel titolo una determinata parola (ad es., matrimonio; naturalmente l'interrogazione va condotta separatamente per le diverse lingue); per ognuna di esse si potrà visualizzare l'elenco delle fonti citate e tramite queste ultime, a loro volta, sarà reperibile altra bibliografia. Un'altra via per raggiungere un risul-

tato analogo è quella di procedere all'interrogazione tramite uno dei lemmi latini o greci (questi ultimi riguardano le novelle giustiniane) che compaiono in uno dei titoli delle fonti e che sono visualizzati alfabeticamente (ad es., *matrimonium*, *nuptiae*): si otterrà non solo la citazione numerica della o delle sezioni di compilazioni a cui corrisponde la rubrica in questione, ma anche l'elenco dei passi in esse compresi che contengono il lemma stesso; tramite questi si perviene quindi alla bibliografia che li riguarda. Attenzione però: occorre condurre l'interrogazione nell'archivio FIURIS e non nell'archivio lemmi!

L'utilità dell'opera è fuori discussione: si tenga infatti presente che non esiste nessuno strumento su base cartacea che raccolga insieme tutti i dati qui riuniti; anzi, molte delle riviste spogliate non pubblicano nemmeno gli indici delle fonti in esse citate. Il sistema è inoltre facile da consultare anche per coloro che — come il sottoscritto — non possiedono nessuna abilità nell'uso di un personal computer (attenzione: occorrono almeno: PC 386, MS-DOS 3.30 o successive, 4Mb RAM, Microsoft Windows 3.1, 1Mb di spazio su disco; pur con tutto ciò non sempre l'installazione avviene in modo agevole). I limiti risultano da quanto si è indicato, in particolare dalla ristrettezza del materiale usato per lo spoglio. Nella prospettiva di futuri ampliamenti e per quanto riguarda la nostra rivista, sarebbe consigliabile che venissero prese sistematicamente in considerazione anche la parte bibliografica con i relativi supplementi. A quando una nuova edizione, più aggiornata e più completa?

Torino

Fausto Gorio

Francesco D'Aiuto, *Tre canoni di Giovanni Mauropode in onore di santi militari* [Supp. n. 13 al „Bollettino dei Classici“] Roma, Accademia Nazionale dei Lincei 1994. 188 S.

Die vorliegende Arbeit von Fr. d'Aiuto umfaßt eine Einleitung, kritische Edition und Kommentar. Die Einleitung deckt eine große Vielfalt von Themen ab, die in engerem oder lockerem Verhältnis zu den drei edierten Kanones stehen. Die Probleme werden stets kritisch, scharfsinnig und immer unter Berücksichtigung der gesamten einschlägigen Bibliographie behandelt. Zunächst werden die Biographie des Metropolitens mit all ihren dunklen Seiten und Problemen skizziert und das literarische Werk des Dichters (in der Reihenfolge: Gedichte in klassischem Versmaß, Prosawerke, hymnographisches Schaffen) vorgestellt. Es folgt eine Studie über den Kult und die Bedeutung der militärischen Heiligen in Byzanz. Die zwei nächsten Kapitel befassen sich jeweils speziell mit den Heiligen Theodoros (bzw. Theodoroi) und Demetrios, wie sie sich in den hagiographischen bzw. hymnographischen Quellen spiegeln, sowie mit den Quellen, die Mauropus in den vorliegenden Kanones herangezogen hat. Anschließend werden metrische¹ und sprachliche (bzw. stilistische) Eigenheiten der Kanones behandelt und die zwei Textzeugen kurz beschrieben. Die eigentliche Edition mit den üblichen Apparaten wird von einer — soweit ich es beurteilen kann — genauen Übersetzung ins Italienische begleitet. Die Textkonstitution beruht für den größten Teil des Textes auf dem *codex unicus* Vat. Pal. Gr. 138. Zur Ergänzung der Lücken, die letzterer hie und da aufweist, unterbreitet der Hrsg. im app. crit. kluge Vorschläge. Den Band beschließen eine Appendix mit weiteren Texten aus einer ακολουθία zu Ehren des heiligen Theodoros Stratelates sowie zwei Indices: a. Bibelstellen und b. Eigennamen, Sachen, Handschriften und Quellen.

Im Folgenden beschränke ich mich auf die Edition² und mache auf einige Kleinigkeiten aufmerksam, welche jedoch die gesamte, sehr gute Qualität der Arbeit nicht beeinträchtigen:

Text: Die Hirmosanzeigen sind unterschiedlich lang, oft extrem kurz und damit für ihren Zweck nicht ausreichend: z. B. liest man für ein und denselben Hirmos auf S. 80 das dürftige 'Ος ἐν ..., unter dem in den Initia Hymnorum über zehn Troparia (darunter vier verschiedene Hirmoi) ver-

¹ Hier hätte man auch das metrische Schema oder sogar den vollständigen Text der im Text verwendeten Musterstrophen (Hirmoi) bieten können. So könnte der Leser selbst alle Abweichungen sehr schnell bemerken bzw. über metrisch verschiedene Lesarten urteilen.

² Im ganzen Buch, besonders aber beim Textteil, vermißt der Leser die Kommentarteile.

zeichnet sind, auf S. 100 aber Ὡς ἐν ἡπείρῳ ... Ähnlich auch bei anderen Hirmosangaben (vgl. S. 84/104, 92/112, 86/106, 88/108, 90, 110, 94/114, 120³, 124, 130, 132), sowie in der Appendix (vgl. S. 164–167). Auch wenn diese Erscheinungen auf die Überlieferung zurückgehen, was ich nicht annehme, hätte man die unzureichenden Angaben der Hss. in spitzen Klammern ergänzen müssen.

Zur Textgestaltung⁴: I 150 οὕτω P und ed.: Für die Lesart ὄντως von A sprechen m. E. Fälle wie I 239 Ὡράθης ὄντως ἀγγίνους ἔμπορος, I 213 Τὸν ἀγῶνα τὸν ὄντως καλὸν ἡγῶνισαι (ὄντως in Zusammenhang mit einem Zitat); vgl. auch III 81 ἀψευδῶς. I 240 (~~~~~): Viell. ist (passend zu V. 239 ἔμπορος) πραγματευτῇ zu ergänzen (s. Lampe s. v.; vgl. III 214 sq. ὦ πολυκερδοῦς πραγματείας und trop. Ὡ τῆς καλῆς ὑμῶν πραγματείας, ἄγιοι; vgl. auch die Zuneigung von Io. M. für Synonyme [S. 74]). I 269 ἀνεδύσω: Es ist wohl ἀνεδήσω zu schreiben. II 205 φορικτοῦ (übersetzt: *terribile*!) ist viell. in φορικτῶς zu korrigieren. III 21 Ὡ[...]τυχε: Dem überlieferten Spiritus nicht besonderes Gewicht beimessend, könnte man auch an Ὡ[φθης σύ, καλὸ]τυχε als mögliche Ergänzung denken; durch Ὡφθης würde man die sonst nicht vorkommende Betonung der zweiten Kolonsilbe vermeiden.

App. criticus⁵: Einen Hinweis auf das metrische Problem vom I 191 (Kolon um zwei Silben zu kurz), das der Hrsg. unter „Metrica“ auf S. 70 bespricht, erwartet man auch im app. crit. (man dürfte allerdings anlässlich der metrischen Anomalie an ein ausgefallenes Wort denken, etwa γὰρ ὄντως); ähnlich wäre zu III 115 auf S. 71 zu verweisen. Bei dem auf f. 322^v in P lückenhaft erhaltenen Troparion (vgl. S. 118, app. crit.) handelt es sich nicht um ein Apolytikion (wie der Hrsg. ebd. zögernd vorschlägt), sondern um ein Megalynarion, gebaut nach dem Τὴν τιμιωτέραν. Den verlorenen Anfang des Troparions könnte man sich etwa folgendermaßen vorstellen: [Τὸν ἐν ἀθλοφόροις θαυματουργὸν καὶ ἐν τοῖς κ[ι]ν[δύ]νοις ἀπροσμάχητον βοηθόν, τὸν θεῖον ὀπλίτην καὶ μάρτυρα Κυρίου Δημήτριον τὸν μέγαν ὑμνοῖς τιμήσωμεν.

App. fontium: Grundsätzlich verrät der app. font. tiefe Kenntnis der Bibel. Allerdings beschränkt sich der Hrsg. hier nur auf die Angabe von Bibelstellen (er spricht selbst von „app. delle fonti scritturali“ [S. 79]); alles andere (hymno- und hagiographische Quellen/Parallelen) wird erst im Kommentar aufgeführt (z. B. zu II 97). Manchmal wurde jedoch auf die Angabe auch einer Bibelstelle im app. verzichtet, die dann erst im Kommentar erscheint, z. B. bezüglich I 263 κοσμοκράτορα.

Im folgenden notiere ich einige Quellen/Parallelen⁶, die dem Hrsg. entgangen sind: I 1–4: cf. etiam Divinam Missam Ioannis Chrysostomi apud Goar p. 68 l. 16–17 vel Basilii Magni ibid. p. 149 l. 28–30 I 13 sq.: αἰδεσίμους ... καὶ τοῖς ἀγγέλοις αὐτοῖς: cf. trop. Ὡ τοῦ παραδόξου θαύματος! τὴν ἱερὰν κεφαλὴν καὶ ἀγγέλοις αἰδέσμον I 15 Ῥωμαεότητι: cf. trop. Ῥωμαεότητι τοῦ κρείττονος I 22–25 Οὐκ ἐν ῥομφαίᾳ καὶ τόξῳ καὶ θυρεῷ πεποιθὼς ..., ἀλλ': cf. trop. Οὐκ ἐν σοφίᾳ καὶ δυνάμει καὶ πλοῦτίῳ καυχώμεθα, ἀλλ' ἐν σοὶ I 51 πέλαγος ἐρυθραῖον: cf. himn. Θαλάσσης τὸ ἐρυθραῖον πέλαγος I 64–70: cf. III 66–70 I 219 sq. τῶν ὥραίων τῆς γῆς: cf. Ps. 73,17 τὰ ὅρια τῆς γῆς (ubi ὥραια varia lectio pro ὅρια, cuius in editionibus nulla mentio fit) I 231–238: cf. trop. post Io. M. compositum Ἱερῶν ποδῆρει κατακοσμούμενος καὶ αἱμάτων τοῖς ῥείθροις ἐπισταζόμενος τῷ δεσπότη σου Χριστῷ, μάκαρ, ἀνέδραμες, Ἐλευθέριε I 266 τοῦ τὸν κόσμον νικήσαντος: cf. Io. 16,33 ἐγὼ νενίκηκα τὸν κόσμον I 267 sq. στέφανον εὐπρεπειάς, κάλλους διάδημα: cf. Sap. 5,16 διὰ τοῦτο λήμψονται τὸ βασίλειον τῆς εὐπρεπειᾶς καὶ τὸ διάδημα τοῦ κάλλους ἐκ χειρὸς κυρίου II 34: cf. trop. Ἡ παγκόσμιος χαρὰ II 51 ὄφρὺν ἐπηρμένην: cf. Io. Dam. can. iamb. I od. 2 himn. Νεύσον πρὸς ὑμνοὺς ... ἐχθροῦ ταπεινῶν τὴν ἐπηρμένην ὄφρὺν II 90 sq. χάρεᾶς γὰρ ἄξιον ἴσον τῷ δεσπότη δούλον δέικνυσθαι: cf. Matth. 10,25 ἀρετὸν

³ Mit ἄισωμεν τῷ Κυρίῳ ... fangen viele Hirmoi an, mehrere davon sogar im 4. Plagal-Modus. In der Παράκλητική steht richtig ἄισωμεν τῷ Κυρίῳ τῷ διαγαγόντι.

⁴ Auf die drei edierten Kanones verweise ich im Folgenden jeweils mit I, II, III (+ Verszahl).

⁵ Ein negativer Apparat mit den eventuell erforderlichen Ausnahmen wäre im E. besser.

⁶ Für genaue Verweise bei den Troparia s. Follieri, Initia Hymnorum.

τῷ μαθητῇ ἵνα γένηται ὡς ὁ διδάσκαλος αὐτοῦ καὶ ὁ δούλος ὡς ὁ κύριος αὐτοῦ II 106—110: cf. II 50—56 II 119 sq.: cf. trop. Στάχυν ἡ βλαστήσασα ... χαῖρε τοῦ ζώντος ὕδατος πηγὴ ἀέ-
νωτος, Δέσποινα II 125: cf. trop. Nic. Call. (vel Nili) Xanthopuli Χαίροις Τετραρχῶν ἡ τριάς,
τῆς Ἐκκλησίας ... οἱ τῆς χάριτος διαπρύσιοι κήρυκες II 151: cf. Acath. Hymn. κ' (Υ) 16 χαῖρε,
ὁσμὴ τῆς Χριστοῦ εὐωδίας (p. 38 Trypanis) II 159 sq.: cf. trop. Παρῆλθεν ἡ σκιά τοῦ νόμου τῆς
χάριτος ἐλθούσης II 228 τῆς δικαιοσύνης ὁ ἥλιος: cf. Malach. 3,20 καὶ ἀνατελεῖ ἡμῖν ... ἥλιος
δικαιοσύνης: Rom. Mel. carm. 5, α' 5 (p. 35 Maas-Trypanis) ὁ ἡ. τ. δ. II 249 ἕψος οὐρανοχάλ-
κευτον: cf. trop. Ἀσκήσει πρῶν τὸ σῶμα ... οὐρανοχάλκευτον φάσανον III 61—63: cf. trop.
Ὡς ζωφόρος, ὡς παραδείσου ὠραιότερος ὄντως καὶ πασιτάδος πάσης βασιλικῆς ἀναδέδεικται λαμ-
πρότερος, Χριστέ, ὁ τάφος σου III 86 sq.: cf. trop. Τὴν πᾶσαν ἐλπίδα μου εἰς σέ ἀνατίθημι
III 129: cf. trop. Μακαρίζομέν σε πᾶσαι αἱ γενεαί, Θεοτόκε Παρθένη· ἐν σοὶ γὰρ ... ἡμέρας γὰρ
καὶ νυκτὸς πρεσβεύεις ὑπὲρ ἡμῶν III 198: cf. Ps. 76,2—3 φωνῇ μου πρὸς τὸν θεόν, καὶ προσ-
έσχεν μοι· ἐν ἡμέρᾳ θλίψεώς μου ... III 206 Ἵνα σου δείξῃ τοῖς ἐν γῇ τὴν οὐράνιον τιμὴν καὶ
λαμπρότητα: cf. trop. Ἵνα σου δείξῃς ἐμφανῶς τὴν ἀπόρρητον δευτέραν κατάβασιν III 214 sq.:
cf. trop. Ὡς τῆς καλῆς ὑμῶν πραγματείας, ἄγιοι III 230 Νόμιμος παγκρατιαστής: cf. II Tim. 2,5
ἐὰν μὴ νομίμως ἀθλήσῃ.

Vorliegendes Buch — das soll zum Schluß betont werden — stellt, trotz der angeführten Kleinigkeiten, eine zuverlässige Ausgabe der drei Kanones dar, begleitet von einer Einleitung, in der, wie eingangs erwähnt, eine Fülle von Problemen kompetent behandelt wird.

Hamburg

Grigorios Papagiannis

Θεόδωρος Γαζής, μετάφραση Κικέρωνος *Περὶ Γῆρας*, εξέδωσε A. Ch. Megas, Thessaloniki 1993, pp. 117.

Stylianos K. Tzamos, *Γλωσσικὴς παρατηρήσεις στη μετάφραση του Περὶ γῆρας τοῦ Κικερῶνος*, ἀπὸ τον Θεόδωρο Γαζή, Thessaloniki 1993, pp. ἡ 103.

A tutti gli studiosi capita, nella loro vita, di avere appunti di lavoro, progetti non portati a termine, carte scritte e lasciate nel cassetto, talora ricerche non compiute a fondo, che qualcun altro ha finito prima e che perdono gran parte del loro valore. Che senso ha ripescarle? Quello di mostrare ad un vasto pubblico che «c'ero anch'io»? O non è meglio lasciarle nel loro mondo di silenzio e oblio? Perché riprendere in mano quanto si era iniziato non è certo piacevole: l'«incompiuta», si sa, è un'opera che musicalmente può far sognare, ma è pur sempre una serie di note dolenti, e filologicamente è destinata al tonfo.

Anastasios Megas ci racconta nel Prologo la sua storia: aveva lavorato all'inizio della sua carriera attorno alla traduzione del *De Senectute* di Cicerone fatta da Teodoro Gaza. Col procedere della ricerca, si era reso conto che a Bruxelles esisteva un codice che avrebbe dovuto certamente vedere. Dunque lascia nel cassetto per molto tempo i suoi appunti, fino a quando viene a sapere che Giovanni Salanitro sta realizzando la medesima impresa, apparsa appena nel 1987. Quest'edizione non vale un gran ché. Perché dunque non riprendere in mano gli antichi appunti e sortirne un libro? Ma cosa dovrebbe fare un editore? Non dovrebbe forse vedere tutti i codici, salvo rare e giustificate eccezioni, e collazionare di prima mano le lezioni? No, non è questo che ha pensato Megas. Ha preso le note di molti anni prima, ha confrontato le varianti segnalate da Salanitro, pur vedendo bene che in molti casi esse erano errate, ha trascurato di vedere molti manoscritti, «ipotizzando» quale possa essere la loro collocazione all'interno dello *stemma* che aveva costituito, ed ha pubblicato un volumetto. Pieno di difetti.

Cominciamo dalla tradizione manoscritta. Il *Περὶ γῆρας* risulta tradito da 18 codici, di cui, in anni ormai lontani — come egli stesso dice — Megas ha letto, trascritto e studiato 7. Di essi egli dà una descrizione nelle pagine 10—14: descrizione apparentemente accurata, con il contenuto di tutto il manoscritto, ma senza mai indicare l'epoca alla quale essi risalgono. Che deve fare il lettore? Fare ricorso ai cataloghi? E come sapere se l'editore è d'accordo o no con la datazione? In più questi codici sono appartenuti quasi tutti a copisti da e per illustri personaggi dell'epoca dell'Umanesimo: *Laurentianus* 58.33, trascritto da Antonio Damilas, appartenente a Giorgio Sinadino

e a Lorenzo e Giovanni de Medici; il *Laurentianus Conv. Soppr.* 164 a Pietro Candido; il *Mona-censis gr.* 289 trascritto da «Zenobio Acciaoli che ebbe col Marullo continue e affettuose consuetudini di vita comune» (Perosa), reca il nome di due proprietari: «*Adolpho Occoni Augustano iu-veni opt. Martinus Brennius Septemcrastensis d. ...*»: lo stesso Adolphus Occo che è legato ad un altro codice, di cui parleremo in seguito, il *Turicensis* C 136, etc. Si tratta dunque di un *milieu* particolare, importante da molti punti vista, e forse si potrebbe ricostruire un po' più la storia di questi codici, vedere attraverso altre vie quali filiazioni e quali rapporti essi possano avere tra di loro. Inoltre sappiamo bene che Teodoro Gaza lavora in Italia attorno alla metà del XV secolo: i manoscritti datano all'epoca? Quale rapporto vi può essere tra Gaza e i filologi umanisti a lui contemporanei? Può essere che su una parte della tradizione manoscritta sia intervenuto un qualche altro filologo occidentale? Niente di tutto questo troverà il lettore nel volumetto del Megas.

Il quale conosceva l'esistenza di altri cinque codici, già prima — par di capire — che ne fossero recensiti 18. Di essi uno è conservato ora ad Atene e copiato da Ilarione Gradenigo nel 1596; Megas non lo ha consultato e «sospetta che si tratti di una copia da una edizione a stampa». Avrà pure ragione, ma controllare il sospetto sulla fonte è dovere di un filologo. Un secondo codice è oggi a Bucarest, e Megas l'ha controllato (di sfuggita, par di capire): non ne conosciamo, al solito, la datazione; qualche nota presa «molti anni fa» induce l'editore a inserirlo nella famiglia x; ancora una volta avrà pur ragione il filologo, ma vorremmo saperne qualcosa di più, se si tratta di un apografo, se la decina di lezioni che lo fanno inserire in quella famiglia (tra le quali si trova un *Titre* contrapposto ad un *Titre*!), sono effettivamente congiuntive, se si debba escludere l'ipotesi di una contaminazione, etc. Un terzo codice si trova a Bruxelles, copiato da Michele Apostolio (ancora una volta non è indicata la data): è il famoso manoscritto che aveva interrotto il filologo molti anni fa, impossibilitato a controllarlo. Stavolta Megas lo verifica, ma sulle note dell'edizione di Salanitro e non personalmente. Eppure delle letture di Salanitro bisogna diffidare, ci dice lo stesso Megas, perché più volte i dati che il filologo italiano inserisce nell'apparato critico sono errati, come testimonia il Megas. Per esempio, il codice parrebbe, secondo il Salanitro, tralasciare alcune parole, e in tale mancanza sarebbe simile ad altri sette codici, quattro dei quali, controllati da Megas, non presentano alcuna lacuna. Dunque, si chiede Megas, possiamo supporre che anche il codice di Bruxelles non presenta tale difetto? Visto che di aporie simili è pieno il commentario (pp. 24—25), non sarebbe stato logico almeno ordinare il microfilm del codice in questione e parlare per dati di fatto e non per ipotesi? L'elenco potrebbe continuare a lungo.

Ma basta citare il caso del manoscritto di Zurigo (*Turicensis* C 136). Sulla base di recensioni fatte a Salanitro, in particolare quella di P. Venini (RFIC 117 [1989] 486—489) e sul proprio acume filologico, Megas sostiene che si tratta della prima stesura della traduzione fatta da Teodoro Gaza. Dunque un codice importantissimo da molti punti di vista. Anche qui vedere con i propri occhi almeno il microfilm sarebbe stato fondamentale.

Insomma se il lavoro del Megas fosse stato una recensione a Salanitro, come di fatto pare essere, gliene saremmo grati. Da qui a dare un'edizione critica, il passo è lungo. Così si critica una brutta edizione, come Megas fa capire, con una da cui il lettore esce pieno di dubbi. Lo scrittore Danilo Kis (*La storia del maestro e del discepolo*) inventa un proverbio, che mi pare adeguato alla circostanza: «E' pericoloso sporgersi sopra il vuoto altrui, nel pio desiderio di scorgervi, come nel fondo di un pozzo, il proprio volto; perché anche questa è vanità. Vanità delle vanità». O, se si preferisce, più popolarmente ci si può ricordare del vecchio proverbio veneziano: «Peggio el tacon ch'el buso», «Peggio la toppa che il buco».

Quanto all'edizione in sé, tutti i dubbi che presenta l'introduzione restano anche nel testo. L'edizione sarà anche fondata, può essere che la verifica dei 18 testimoni, dovere essenziale del filologo, non muti di una virgola il risultato. Può essere. Ma dobbiamo esserne certi. Teodoro Gaza merita rispetto, ci dice Megas, quando corregge la lezione di tutti i manoscritti *γηράσκειν αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* in *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*, anche se il testo latino presenta un «*ait versiculo quodam ... senescere se multa in dies addiscentem*». Appunto.

Il lavoro di Stylianos Tzamos, *Osservazioni linguistiche sulla traduzione del Teophrasto (De senectute) di Cicerone di Teodoro Gaza*, è fondato sulla precedente edizione. La ricerca segue due

direzioni: vedere quali sono le influenze a livello di lingua e di espressione che la tradizione greca ha esercitato sul traduttore, ed indagare la logica che sta alla base delle sue scelte interpretative. Nella prima parte, la più ampia (pp. 3–58), Tzamos analizza la lingua utilizzata da Teodoro Gaza, concentrandosi, com'è ovvio e giusto, sulle parole rare, sugli *hapax legomena*, sull'uso non consuetudinario di certi vocaboli, dando particolare rilievo alle espressioni derivate dal linguaggio tecnico dell'agricoltura. La seconda parte (pp. 61–82) è più rivolta alle sensibilità stilistiche dell'autore, alla sua capacità di far ricorso alla fonte greca dello stesso Cicerone, alle elaborazioni stilistiche. Segue un indice ben organizzato delle fonti lessicali di Teodoro Gaza.

Il risultato è interessante: un controllo del background culturale del traduttore, del senso della lingua impiegata, del ricorso alle fonti antiche per risolvere passaggi difficili. Certo si resta sorpresi dall'analisi. Oggi, grazie all'ausilio dei mezzi informatici (Tzamos utilizza il programma Ibycus), è relativamente agevole controllare alcuni lemmi e verificare quante volte un dato vocabolo è presente nella letteratura classica e post-classica. E si resta sorpresi dalla abilità di filologo di Teodoro Gaza; si pensi ad esempio all'adattamento che Cicerone fece di Senofonte nel *De senectute*: il traduttore, così rivela l'analisi di Tzamos, ritrova il passo cui Cicerone si era ispirato e lo ritraduce in greco con l'ausilio della fonte. Spesso poi il filologo quattrocentesco plasma la sua lingua creando termini nuovi per esprimere meglio un certo concetto (ἀμφικραδαίνει, εὐσχημολογούμενον, βλωοστροφία ...), gioca con le parole (nec sepulcra legens vereor, quod aiunt, ne memoriam perdam, reso con l'abbinamento μνήματα – μνήμην), si lascia trascinare dall'entusiasmo (pulchrum tradotto con κάλλιστον).

L'ultima parte del volume (pp. 83–89) continua «l'organizzazione del materiale risultante dall'analisi». Dapprima vengono elencate «parole ed espressioni dagli autori d'epoca classica» (presenti Platone, Senofonte, Aristofane e Demostene), poi quelle provenienti «dalla letteratura giudaico-alessandrina» (Flavio Giuseppe e Filone); seguono quelle tratte da Plutarco, «dalla letteratura cristiana» (Crisostomo, Sinesio, Cirillo di Alessandria, Fozio), «dagli scrittori di storia romana» (Dionigi di Alicarnasso, Dione Cassio), «dalla letteratura greca medievale» (il vocabolo ἐρωτοληψία tratto dai romanzi erotici [Callimaco e Crisorroel]), «dalla letteratura dell'agricoltura» (Geponica), «dalla poesia» (Teocrito, Nicandro, Nonno, Pindaro, Omero), e «dalla tradizione lessicografica». Certo tutto questo materiale risponde bene alle letture di un dotto dell'epoca, anche se talvolta lascia stupefatti il pensare che per rendere una determinata parola Teodoro abbia fatto ricorso ad un termine presente soltanto in una determinata opera. Che la tradizione dei lessici sia stata forse un po' più consistente di quella che Tzamos suppone? E strettamente legato a questo è un altro aspetto che ora meriterebbe essere approfondito: quale sia il pubblico per cui questa traduzione è stata pensata: certo quello dotto degli umanisti del XV secolo, ma a quale fine? Come esercizio di versione da una lingua all'altra? Scegliendo vocaboli rari, desueti, o giocando sul loro valore più comune? Il lavoro di Tzamos offre molto materiale, tocca ad altri specialisti continuare la ricerca.

Parigi

Paolo Odorico

Scritti apocrifi di Giustiniano, a cura di Anna Maria Demicheli. – *Nuovi testi epigrafici e altri* Addenda et Corrigenda ai Subsidia I–III, a cura di Livia Migliardi Zingale. [Legum Iustiniani Imperatoris Vocabularium, Subsidia IV.] Torino, Giappichelli 1994. IX, 238 p., 3 pl. et une carte.

Les deux volets de ce livre sont d'étendue inégale (le premier occupe les p. 1–180), et ils sont pratiquement autonomes, ayant chacun ses propres index. Il était commode de les donner ensemble, couronnant ainsi la série des *Subsidia*, qui vise à recueillir tous les écrits de Justinien étrangers aux collections juridiques. Mieux vaut cependant en rendre compte séparément.

Sous le titre d'«écrits apocryphes», A. M. Demicheli a réuni plusieurs dizaines d'*excerpta*, de sources passablement hétérogènes, qu'elle a regroupés en trois chapitres: «Guerres et autres événements du temps de Justinien», «La reconstruction de Sainte-Sophie», «Justinien entre religion et magie». Il n'était pas facile de qualifier d'un mot une compilation de textes ayant sur-

tout en commun de ne faire partie ni du *Corpus Iuris*, ni des sources documentaires objet du vol. I des *Subsidia*, ni de l'œuvre théologique et ecclésiastique de Justinien, objet des vol. II et III. On trouve ici en majorité des extraits d'auteurs de langue grecque, historiens et chroniqueurs byzantins au premier chef ; quelques textes latins (Corippe ...) et traductions de sources orientales (Tabari, Michel le Syrien...) complètent cette anthologie. À travers cet ensemble un peu disparate, la notion d'apocryphe peut servir de fil conducteur, à condition d'être convenablement nuancée. Elle convient pleinement, par exemple, au privilège des *Titiones*, un faux italien de la Renaissance, ou aux discours de l'empereur dans la geste de Bélisaire, poème démotique de l'époque des Paléologues. Ce n'est pas au même degré qu'on peut juger apocryphes les écrits de Justinien cités, ou plutôt stylisés, par Procope. Enfin, D. reconnaît elle-même que plusieurs de ses *excerpta* sont des pièces authentiques : de fait, la pragmatique de Justinien en faveur de Jean Lydos a toute chance d'être conforme au document original, dont l'intéressé possédait sûrement une copie. On aurait pu souhaiter une distinction plus nette entre des écrits véritables qui, transmis sous une forme plus ou moins fidèle, font bel et bien partie des regestes du règne, et des écrits ou propos fictifs qui ressortissent à l'histoire de la littérature. Il n'en reste pas moins que même des actes faux, comme les prétendues lettres aux papes Boniface II et Agapet (p. 130—135), possèdent un intérêt historique réel, que D. n'a pas manqué de mettre en évidence.

Le texte original grec ou latin se présente comme une reproduction photographique, plus ou moins réussie, d'éditions existantes, ce qui a eu pour avantage de ramener l'ouvrage à un prix de vente modique. La contribution propre de D. consiste pour chaque source dans une notice d'accompagnement et une traduction en italien, parfois empruntée à de précédents éditeurs. Plusieurs des éditions reproduites sont vieilles, sans être remplacées, et il y a lieu parfois d'en critiquer les leçons. C'est ici l'occasion de proposer deux corrections : chez Malalas, p. 476, 16 Bonn (ici p. 54), au lieu de προστατοῦσι, lire προστάττουσι, d'après κελεύουσι dans *Chronique Pascale*, p. 627, 7 Bonn (ici p. 57) ; chez Lydos, *Mag.* III, 29 (ici p. 63—65), au lieu de ιερᾶς μείζουσι φιλοτιμίαις, lire ἐτέραις. Certaines traductions ne sont pas exactes : dans le récit de la sédition Nika (*Chronique Pascale*, p. 623—4, ici p. 56), « l'empereur monta à l'hippodrome dans sa loge (*kathisma*) », et non « si recò nel Circo e sedette sul suo trono » ; « les dèmes menèrent le patrice Hypatios au forum de Constantin... et le firent monter haut sur les degrés de la colonne de la statue de Constantin », et non « lo condussero nella parte alta del Foro di Costantino fino alla base della statua... ».

La contribution de M. Z. (p. 181—238) complète avant tout le vol. I des *Subsidia* (2^e éd., 1985), collection des écrits de Justinien, ou réputés tels, dans les papyrus et les inscriptions. À défaut de nouveau témoin direct sur papyrus, l'auteur revient sur des documents où l'on constate les effets de la législation justinienne, en particulier les *prôtokolla*, ces timbres placés en tête de certains rouleaux, tels que les impose la *Novelle* 44, 2 (voir maintenant J. Diethart, D. Feissel, J. Gascou, *Tyche* 9 [1994] 9—40). Le chapitre épigraphique (p. 190—212) enregistre des corrections publiées sur des textes du vol. I, mais ajoute aussi à ce recueil quatre inscriptions supplémentaires (n^{os} 28—31). Deux sont des nouveautés, le *commonitorium* impérial contre les milices privées en Honoriade, et le tarif de sportules de Séleucie de Syrie n'ayant été publiés qu'en 1985 (*SEG* XXXV 1360 et 1523) ; la pragmatique de Bersabée, avec son tarif, et le privilège pour un monastère de Kairouan (l'un et l'autre abusivement qualifiés d'édits) étaient connus de longue date. L'attribution de ces quatre textes au règne de Justinien est une conjecture plus ou moins probable, mais qui ne s'impose pour aucun d'eux. Seul le texte de Bersabée a bénéficié d'une révision, qu'accompagnent utilement les pl. 1—3, premières photographies publiées de quatre fragments du tarif. Enfin, les compléments aux *Subsidia* II et III (p. 213—231) donnent à nouveau, d'après la récente édition de R. Riedinger, deux écrits de Justinien partiellement cités au VI^e concile œcuménique.

Malgré son caractère composite, l'ouvrage n'en renferme pas moins quantité de textes précieux, d'accès quelquefois difficile, et offre dans ses deux parties un commentaire critique lucide, indispensable au maniement de textes de genres si divers.

Jonathan Harris, *Greek emigres in the West 1400–1520*. Camberley, Porphyrogenitus. 1995. XI, 272 S.

Das Buch ist aus einer Ph.D. thesis hervorgegangen. Der Autor hat dafür mehrere Jahre in den Archiven von Venedig, Rom, Paris, Lille, Rouen und ganz besonders von London und verschiedenen anderen englischen Städten zugebracht. Seine erklärte Absicht ist es, über diese Quellenstudien den Weg freizubekommen für die Erhellung der Lebensschicksale griechischer Emigranten, die nicht nur zur Bildungselite oder zum Herrschaftsclan der byzantinischen Endzeit gehörten, und seine Untersuchung führt ihn zu der Überzeugung, daß diese Emigranten nicht nur keine unerwünschte Belastung für die Gesellschaften des Westens darstellten, sondern sogar einen nicht ganz unbedeutenden und durchaus positiven Beitrag auf verschiedenen Gebieten für sie leisteten (S. 117).

Untersucht werden zunächst die sachlichen Gründe und der räumliche Umfang dieser Emigration, dann die sich verändernden Haltungen zu ihr in Byzanz und — noch wichtiger — im Westen, bei den Herrschenden und den intellektuellen Meinungsbildnern, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und der politischen Propaganda, die den Emigranten ihren Weg in den Westen nicht leicht machten, am Ende aber zumindest erleichterten. Das dritte Kapitel ist den Tätigkeiten und Aktivitäten der Emigranten im Westen gewidmet und führt hin zu den beiden wichtigsten Abschnitten des Buches, in denen die kulturellen Transmissionen von Ost nach West verfolgt werden, die schon häufig untersuchten sprachlichen und literarischen und die bisher kaum behandelten, weil nicht als besonders relevant betrachteten technologischen Vermittlungen. Dem Wirken byzantinischer Schiffbauer und Seefahrtsexperten in Italien und Frankreich ist H. bereits in einer Vorauspublikation speziell nachgegangen.¹ In seinem Buch kommen außerordentlich interessante Ausführungen über handwerkliche Spezialisten und Ärzte aus der Romania in westlichen Ländern und Diensten dazu. So sehr viel neue, bisher ganz unbekannte Personen treten in dem Buch gar nicht einmal auf, aber einige von ihnen werden sehr viel plastischer als bisher, so der Arzt und Literat Thomas Frank(os) aus Modon, der durch hohe geistliche Protektion eine einträgliche Kirchenpründe in England erhält, der Beamte, Diplomat und Mitarbeiter von Anna Notaras in Venedig, Franculios Servopulos, und verschiedene noch wenig bekannte Mitglieder der bekannten Familie Dishypatos. Einige Personen hätten auch durchaus noch plastischer werden können, wenn der Autor bereits bekanntes Material erschöpfend ausgewertet hätte, so für den in venezianischen Diensten stehenden Kanzleibeamten und Dolmetscher und 1454 den Titel eines kaiserlichen Schildträgers beanspruchenden Johannes Jerachus, der vielleicht schon um 1440 in den Konten des venezianischen Kaufmannes Badoer auftauchte² und der 1472/73 wegen seiner Russischkenntnisse von Kardinal Bessarion auch als Brautführer für Zoe Palaiologina nach Moskau vorgesehen war.³ Die von Peter Schreiner unlängst veröffentlichten Texte aus der Biblioteca Vaticana konnte H. wahrscheinlich nicht mehr verwerten. Negativ macht sich aber bemerkbar, daß er über Laonikos Chalkokondyles und sein geographisches Weltbild schreibt, ohne Hans Ditten zu erwähnen, und daß er sich mit griechischen Kopisten im lateinischen Westen beschäftigt, ohne das einschlägige Repertorium von Gamillscheg/Harlfinger zu zitieren. Auch von der französischen Literatur ist ihm einiges entgangen, so der wichtige Aufsatz von H. Taparel über byzantinische Flüchtlinge in Burgund nach dem Fall von Konstantinopel, in dem auf die Möglichkeit einer Handelskolonie in der Stadt Brügge verwiesen wird.⁴ Seine für mich interessanteste Entdeckung sind die Brüder Alexios und Andronikos Effomatos aus Konstantinopel, die sich nach 1440 als Goldfadenzieher im Londoner Broadstreet-Bezirk niederlassen, von dort aus auch in Handelsgeschäften tätig sind und damit ältere Hinweise auf Aktivitäten byzantinischer Kaufleute in England bekräftigen und konkretisieren.

¹ J. Harris, Bessarion on Shipbuilding. A Reinterpretation, *ByzSlav* 55/2 (1994) 241–248.

² *Il Libro dei conti di Giacomo Badoer (Costantinopoli 1436–1440)*, edd. U. Dorini/T. Bertelè. Rom 1956, 488.

³ *Prosopographisches Lexikon der Palaiologenzeit*, Fasz. 4, Wien 1980, Nr. 8097.

⁴ H. Taparel, Notes sur quelques refuges byzantins en Bourgogne après la chute de Constantinople, *Balkan Studies* 28/1 (1987) 51–58; 57.

Das Buch von H. ist also ein beachtlicher Fortschritt, vielleicht nicht ganz so groß, wie der Verfasser selbst meint, da in manchem doch nicht so ganz neu, wie er glaubt. Ob die Umkehrung der Behauptung Bessarions, das späte Byzanz habe vor allem technologisches Know-how aus dem Westen benötigt, d. h. die These, daß das durchaus vorhandene technische Wissen wegen der Ungunst der byzantinischen Zustände nach dem Westen auswandern mußte, gerechtfertigt ist und Bestand haben kann, sollten weitere Forschungen noch genauer eruieren. Daß selbst ein Bessarion mit seinen Aussagen kritisch hinterfragt werden muß und mit Erfolg hinterfragt werden kann, daß also auch der Technologietransfer an der Wende vom byzantinischen Jahrtausend zur Turkokratie keine Einbahnstraße von West nach Ost gewesen ist, das hat der Autor auf jeden Fall überzeugend thematisiert und vielfältig belegt.

Leipzig

Klaus-Peter Matschke

Herbert Hunger/Otto Kresten u. a., *Das Register des Patriarchats von Konstantinopel*, Bd. II. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1995. 519 S. Mit 13 Abb.

Carolina Cupane/Elisabeth Schiffer, *Das Register des Patriarchats von Konstantinopel, Indices I–II*. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1995. 352 S.

Fourteen years after the publication of Vol. I, we now have before us the second volume of the definitive re-edition of the Patriarchal Register contained in codd. Vind. hist. gr. 47 and 48. The period covered is 1337–50, corresponding to the troubled tenures of John XIV Kalekas and Isidoros.

Let me say at once that the Viennese team have done, as might have been expected, a faultless job. Renouncing (rightly in my opinion) the cumbersome expedient of a diplomatic edition, they have nevertheless laid before the scholarly reader all the information he may conceivably need so as to use the Register in a critical manner. An important advance concerns the codicological examination of the MSS (in this case Nr. 47). It may be remembered that the modern binding hampered an exact appraisal of the constitution: even J. Darrouzès in his fundamental study of 1971 was often left in doubt on that score. In 1982, however, it was decided to have the MSS restored and to undo their binding, thus enabling O. Kresten to study the gatherings one by one. This operation revealed a considerable number of stubs and missing folia, a few of them corresponding to no break in the text, whereas others represented actual excisions. The identification of scribal hands (twelve in this volume), edition of the Greek text, German translation, listing of documents quoted and very full indices (covering both vols. I and II) are all exemplary.

Though armed with so much information, the candid reader may still feel a little perplexed in trying to understand the workings of the patriarchal chancery. The second quarter of the 14th century was, of course, a very difficult period, marked by dire poverty (so graphically conveyed by Isidoros' testament, Nr. 156), civil war and theological dissension. Even so, the Patriarchate of Constantinople remained the court of highest instance in the Orthodox world and continued receiving a considerable body of business not only from the few remaining Byzantine provinces, but also from Turkish-occupied Asia Minor, the Balkans and Russia, not to mention measures that it initiated itself. That being so, why is the number of registered acts so small and why is their nature so miscellaneous as to defy any rational principle of inclusion? True, a number of documents (but not, it seems, very many) have been deliberately suppressed: that applies mostly to Kalekas' anti-Palamite pronouncements, yet Nr. 145 (his letter to the monks of Athos) has been surprisingly left in place. Disregarding excisions, we have here 69 documents corresponding to 11 years (there being none for 1349 and 1350). Of the 69, 14 originated outside the Patriarchate, so that the average output of synod and/or patriarch is a mere five per year. If we proceed to compare the 41 acts of Kalekas preserved in the Vindobonensis with the 103 listed in Darrouzès' *Regestes*, we are left equally puzzled. Setting aside 'sensitive' items, why have so many seemingly innocuous documents, e. g. Reg. 2226 (a guarantee of independence in favour of the Olympiotissa monastery) been left out, whereas three identical copies of a formulary signed by bishops appointed in partibus infidelium (Nrs. 115, 117, 118) have been included? Can it be supposed that

next to the preserved Register, defined as consisting of "synodal acts and [other] written annotations concerning ecclesiastical matters" (Nr. 153), there existed another register containing other categories of documents? It would have been interesting to compare the functioning of the patriarchal chancery under the Palaiologi with that of the post-conquest period, but, unfortunately, the 16 folia of the late 15th-century "sacred codex" recently discovered by D. G. Apostolopoulos are insufficient for that purpose.

Most readers of the Register will continue, of course, to focus their attention on the content of the documents rather than being preoccupied by such technicalities. The plight of the Christians in Asia Minor, the resurgence of magical practices, the organization of the Russian Church are among many of the important topics that come up in this volume. For lighter relief one may turn to the case of the metropolitan of Philippi, who, after being duly convicted of fornication and treason (Nr. 109), was yet granted a pension of 100 hyperpyra per year on compassionate grounds (Nr. 121). No matter how poverty-stricken, the Church was still able to look after past members of the club.

Let us hope we do not have to wait another fourteen years for the next instalment.

Oxford

Cyril Mango

Dimitra Karamboulas, *Staatsbegriffe in der frühbyzantinischen Zeit* [Dissertationen der Universität Wien, 237.] Wien, Verband d. Wiss. Gesellsch. Österreichs 1993. 173 Seiten

Verf. hat sich die Untersuchung einer Auswahl von Staatsbezeichnungen zur Aufgabe gestellt, die den Begriff „Staat“ ausdrücken.

Sie beschränkt sich freilich auf die frühbyzantinische Zeit und wählt Autoren aus, „die in eigentümlicher Weise zwischen den zwei Welten, des untergehenden Griechentums und des Christentums stehen“. (S. 14).

Die ausgewählten Begriffe sind: αρχή, ηγεμονία, βασιλεία, τα πράγματα und κοινά; (S. 13) und die entsprechenden Autoren Dion v. Prusa, Synesios v. Kyrene, Themistios, Johannes Lydos, Petros Patrikios u. Kaiser Justinian I.

Zu diesen ausgewählten Begriffen fügt Verf. (auf S. 13) den Begriff πολιτεία, hinzu, „da man diesen Ausdruck als den griechischen Staatsbegriff schlechthin bezeichnen kann“ (S. 13), da in der Regel, betont sie, „die Behandlung von politeia die wichtigste Rolle unter den ausgewählten Staatsbegriffen“ spielt (S. 13).

Wichtig ist aber, daß alle angeführten Begriffe, terminologisch nie festgelegt waren und infolgedessen kann die Interpretation der „Einzelzeugnisse nicht als beweiskräftig für die Bedeutung der Staatsbezeichnungen gelten“. (S. 13).

Dieses Geständnis der Verf. ist wirklich rührend. Aber dann, erhebt sich die Frage, wozu eine Arbeit über Begriffe, deren Bedeutung wir nicht genau festlegen können? Zumal über staatsrechtliche Begriffe?

Verf. macht sich keine Gedanken darüber.

Unter solchen Umständen aber entpuppen sich ihre „Staatsbegriffe“ als Gedanken über den Kaiser und die Kaisergewalt, von Rhetoren (auch in Novellenproömien) abgefaßt, die aber längst schon bekannt und in der einschlägigen Literatur behandelt sind.

A propos einschlägige Literatur: Verf. ignoriert oder übersieht wichtige diesbezügliche Beiträge. Lassen Sie mich die Arbeiten F. Dölgers erwähnen und alle Abhandlungen, die ich in der „Πολιτική Θεωρία των Βυζαντινών“ anführe.

Was nur zu loben übrig bleibt, ist der Arbeitseifer der Verf., die gute Editionen der behandelten Autoren benutzte, um die Fülle des Materials zu sammeln, das sie in ihrer Arbeit verwendete.

Thessalonike

Iohannes Karayannopoulos

Vassilios Kidonopoulos, *Bauten in Konstantinopel 1204–1308. Verfall und Zerstörung, Restaurierung, Umbau und Neubau von Profan- und Sakralbauten*. [Mainzer Veröffentlichungen zur Byzantinistik, 1.] Wiesbaden, Harrassowitz 1994. 291 S.

Dieser Band ist der erste der neuen Schriftenreihe der **Mainzer Veröffentlichungen zur Byzanti-**

nistik, in der künftig überwiegend am Arbeitsbereich Byzantinistik des historischen Seminars der Mainzer Johannes-Gutenberg-Universität entstandene Arbeiten erscheinen sollen.

Vassilios Kidonopoulos gibt in der vorliegenden Arbeit erstmals einen Überblick über das Schicksal der Bauten von Konstantinopel zur Zeit des lateinischen Kaiserreichs und in der frühen Palaiologenzeit. Dies geschieht in Form eines Katalogs, dem eine kurze auswertende Zusammenfassung folgt.

Im Katalog sind die relevanten Quellen und die Sekundärliteratur äußerst vollständig erfaßt. Die Quellen sind teilweise in Auszügen wiedergegeben; der begleitende Kommentar ist nach Zweckbestimmung, Auftraggeber, Chronologie und Lokalisierung gegliedert, was häufige Wiederholungen desselben Sachverhalts in den einzelnen Abschnitten und überhaupt allzugroße Ausführlichkeit zur Folge hat. Der Katalog enthält eine ganze Reihe kleinerer Kirchenstiftungen der Palaiologenzeit, die in R. Janins *Géographie ecclésiastique* nicht verzeichnet sind. Eine systematische Zusammenstellung der verstreut von den Quellen erwähnten Privathäuser und Paläste ist vor K., soweit ich sehe, nicht versucht worden. In diesem Bereich liegt der besondere Wert der Arbeit.

Die einzelnen Objekte sind im Katalog in Sakral- und Profanbauten, innerhalb der beiden Gruppen in vier bzw. sechs Unterabteilungen aufgeteilt und nur in diesen Unterabteilungen durchnummeriert. Da die Querverweise nach der daraus hervorgehenden, nicht durchgehenden Numerierung gegeben werden, sind sie nicht leicht zu handhaben; Fußnoten wie z. B. Nr. 179 im zusammenfassenden Kapitel am Schluß stellen an die Geduld auch eines gutwilligen Benutzers hohe Anforderungen. Allgemein gilt, daß man in einer auf Deutsch verfaßten Arbeit griechische und andere Quellen nicht aus vorhandenen englischen Übersetzungen zitieren sollte. Die folgenden Bemerkungen zu einzelnen Punkten (die Seitenzahlen werden den Katalognummern in Klammern hinzugefügt) sollen den eigenständigen Wert der Arbeit nicht herabsetzen:

1.1.2 (5–8): Der letzte Absatz bezieht sich auf die früher angenommene falsche Lokalisierung der Anastasiakirche westlich vom Hippodrom und widerspricht damit dem vorhergehenden Text. — 1.1.9 (25–28) und 1.1.10 (28–30): Die letzte, literarisch nicht dokumentierte byzantinische Bauphase der Gül Camii und die Restaurierung der Pantepopteskirche, bei der die ehemals vorhandenen Seitenhallen aufgegeben wurden, gehören in die frühe Palaiologenzeit, dazu demnächst die Untersuchung von L. Theis über Mantelräume in der byzantinischen Architektur. — 1.1.11 (30–33): Die seit Geanakoplos 1959 vertretene Hypothese, der befestigte Palast der Venezianer, der 1261 den Genuesen übergeben und von ihnen zerstört wurde, sei das Pantokrator-kloster gewesen, ist m. E. durch nichts zu beweisen. — 1.1.21 (51f.): Die Erwähnung einer steil zur Kirche hinaufführenden Treppe im Kyra-Martha-Kloster beweist nicht unbedingt eine Lage an einem Hang, da die Kirche auch durch eine freistehende Substruktion aus der Umgebung herausgehoben worden sein kann. — 1.1.33 (69–74): Die Datierung des Vorgängerbaus des Bebaias-Elpidos-Klosters vor 1204 ist nicht beweisbar. Mesomphalon und Mesolophon sind nicht zwei Toponyme, sondern das zweite eine paronymologische Ableitung des ersten. Der von K. hier und bei 1.1.36 (79f.) bezweifelte Namenswechsel von *ta Kyru* zu *Kyriotissa*, womit eigentlich die Ikone gemeint ist, erklärt sich durch das Vordringen des Bilderkultes und läßt sich durch Parallelfälle wie *Hodegoi* → *Hodegetria* stützen. Die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur sollte hier nicht durch das Zitieren einer blind gehässigen Rezension von J.-L. van Dieten ersetzt werden. Wegen der klar bestimmbaren Lage des Mesomphalon muß auch die Nikolaoskirche 1.2.14 (112f.) weiter nördlich als von K. angegeben lokalisiert werden.

1.2.5 (103): Die Klosterkirche Basileios des Großen (so besser statt *Megas Basileios*) lag nicht im Westen der Stadt, sondern am Goldenen Horn westlich von der heutigen Yeni Cami, vgl. A. Berger, *Ist. Mitt.* 45 (1995) 156–158. — 1.2.12 (111): Das Judenviertel mit seinen Gerbereien und die Kirche sind wahrscheinlich außerhalb der Seemauern im früheren Theodosioshafen zu suchen, der mit zu dem Bonga genannten Gebiet gehörte. — 1.2.17. (115) Die Onuphriuskirche im Bebaias-Elpidos-Typikon ist wohl mit der Akindynoskirche identisch, in der spätestens 1200 der Kopf des hl. Onuphrios aufbewahrt wurde, demnach also kein Bau der Palaiologenzeit. — 1.2.21 (121–125): Die Hypothese von J. Swift, *AJA* 39 (1935) 459–468, nach der die schlanken, teils einhüftigen Strebepfeiler der Hagia Sophia an Westseite und Kuppelfuß Bestandteil

einer statischen Sicherung in der Lateinerzeit waren, sollte hier erwähnt werden. — 1.3.1 (138–140): Da die Pisaner im Bereich der Heutigen Yeni Cami saßen, kann mit der *agora* des Pachymeres ein Platz dort, vielleicht aber auch das Forum Konstantins gemeint sein; der Markt Basilike lag erheblich weiter im Nordwesten, vgl. Berger (wie oben) 152–155. — 1.4.5 (146f.): Abweichend von den Angaben Müller-Wieners und Restles sind die Ruinen der Odalar Camii durchaus noch erhalten.

2.3.16 (190f.) und 2.6.9 (223–225): Die Panteleemonkirche auf der Südseite der Stadt und der gleichnamige Xenon am Goldenen Horn sind wohl doch räumlich zu trennen.

Istanbul

Albrecht Berger

Rudolf Leeb, *Konstantin und Christus. Die Verchristlichung der imperialen Repräsentation unter Konstantin dem Großen als Spiegel seiner Kirchenpolitik und seines Selbstverständnisses als christlicher Kaiser*. [Arbeiten zur Kirchengeschichte, 58]. Berlin – New York, de Gruyter 1992. XIV, 223 S. und 24 Tafelseiten

Der üppig ausgestattete Band präsentiert die überarbeitete Fassung einer Wiener Dissertation von 1989. Das umfassende Literaturverzeichnis (S. 177–213) reicht im wesentlichen bis zu diesem Datum, unter den wenigen Titeln aus d. J. 1900 fehlt vor allem die thematisch korrespondierende Arbeit von Th. Grünewald. Auch L. geht es um „Herrschaftspropaganda“; wie H. Dörries und H. Kraft beruft er sich auf das „Selbstzeugnis“ Konstantins, das er indes nicht aus den literarischen Quellen, sondern aus dem archäologisch-monumentalen Material zu eruieren sucht. Dabei wird die Lösung des Problems „Euseb und Konstantin“ um eine originelle, erst am Schluß der Untersuchung begründete Variante bereichert: Euseb wird nur für die Beschreibung, nicht aber für die Interpretation der monumentalen Zeugnisse der „*imperialen Repräsentation*“ akzeptiert, denen der Hauptteil der Arbeit (S. 9–120) gilt.

L. will zeigen, „daß Konstantin sich bei seiner öffentlichen Selbstdarstellung als Kaiser, vor allem ab 326, für seine Person einer massiven Christustypologie bedient hat, die im Zentrum seiner imperialen Repräsentation angesiedelt war und mit der er seinen allumfassenden Herrschaftsanspruch (auch über die Kirche) begründete“ (S. 3). Leider ist das Zitat symptomatisch für die ganze Arbeit: Statt verbindlich-präziser Aussagen bietet L. an den entscheidenden Stellen wolkig-vieldeutige Behauptungen, die sich dem summierenden Referat entziehen und nur als wörtliches Zitat zu vermitteln sind.

Zwar räumt auch L. ein, daß Sol invictus in Münzprägung und Kaisertitulatur Konstantins seit 315 zunehmend zurückgedrängt wurde, aber gegen die überzeugende Kritik von J. Karayannopoulos vertritt er erneut die Ansicht, auf der Porphyrsäule in Konstantinopel habe Konstantin sich als Sol invictus darstellen lassen, und die Konsekrationsmünze mit der Darstellung der Himmelfahrt Konstantins deutet er als „das letzte Glied einer Kette von Darstellungen Konstantins als Sol nach 325“ (S. 22). L. steht auf nicht gerade festem Grund, wenn er dem Kaiser nachsagt, er habe sich zwar von der „kultisch-heidnischen Sphäre“ der Sol-Symbolik getrennt, indes umso deutlicher („sogar monumentalisiert“) die Sieghaftigkeit des Sol invictus für sich beansprucht, um auf dem Weg über die Vorstellung von Christus als Sol salutis „als Konstantin-Helios-Christus auftreten“ zu können (S. 25). Stringente Beweise für diese Selbstausslegung Konstantins kann L. nicht vorbringen, das Schweigen Eusebs deutet er als Konstantin-Kritik (S. 27), und so ist es für ihn eine ausgemachte Sache, daß wir in „einer ungewöhnlich penetranten Siegesideologie“ die „Grundstruktur von Konstantins Kaiserideologie“ zu sehen haben.

Das Silbermedaillon von Ticinum aus d. J. 315 und der Kopf der Kolossalstatue im Konservatorpalast stehen im Mittelpunkt der Abschnitte über porträtistische Monumente (S. 29–70). Im Kreuzzepter (des Silbermedaillons und der verlorenen Kaiserstatue in Rom) sieht L. den ersten, auf die Zeit um 315 beschränkten Versuch Konstantins, das Kreuz als Herrschaftsinsignie zu verwenden und des näheren als Zeichen für „die Weltherrschaft im Namen Christi, ... als dessen Stellvertreter bzw. Vicarius er sich damit deklariert“ (S. 38). Als neue, auch der heidnischen Öffentlichkeit erträgliche Form des Kreuzzeichens deutet L. das seit 326 vorkommende labarum („ein normales Vexillum mit Christogramm“), Siegeszeichen wie zuvor Kreuzzepter und Chri-

stogramm. — An den 325 einsetzenden Münzportraits, die Konstantin mit Diadem und „mit dem aufwärtsgerichteten Blick“ zeigen, sieht L. den Herrschaftsanspruch des absoluten Monarchen, der sich auf göttliche Inspirierung beruft; daß Euseb (VC IV 12) ganz ausdrücklich diesen Münztyp als Ausdruck frommer Demut des Kaisers deutet, stört L. nicht, vielmehr sieht er durch die Kombination von Himmelsblick und Diadem die „Grenze zwischen Gott und Mensch“ verwischt (S. 57–62). Diesem Portraittyp ordnet L. auch die Kolossalstatue Konstantins beim Konservatorpalast zu: zwar stimmt er Kählers Frühdatering auf 313 zu, behauptet indes, der Kopf (vielleicht die Oberhaarpattie, sicher aber die imago) sei bald nach 325 verändert worden, um die Statue der seit 325 geänderten Herrschaftsprogrammatis anzupassen. Um dem Verf. nicht Unrecht zu tun, das Fazit wiederum wörtlich: „... der transzendente Blick der übergroßen Augen suggeriert den Eindruck eines von allen irdischen Regungen und Störungen entrückten Herrschers, der nicht mehr nach menschlichen Maßstäben, sondern mit Hilfe göttlicher Inspiration und providentia handelt und regiert“ (S. 67).

Ein Spezifikum der Kirchenbaupolitik Konstantins (S. 71–120) sind zweifellos die „basilikalischen Kirchenbauten“. Der Interpretation dieser Kirchenanlagen als „Thronsaal Christi“ oder als „Gottes irdisches Heiligtum“ setzt L. die Annahme entgegen, daß zu Beginn des 4. Jh. jede „Profanbasilika“ Thronsaal des regierenden Kaisers war und „daß mit der Übernahme basilikalischer Architekturformen in die basilikalischen Kirchen auch die innewohnende Sphäre des ‚Kaiserlichen‘ mittransferiert wurde“. Das mag noch angehen, aber ratlos liest man weiter: „Als zentraler Bestandteil der kaiserlichen Repräsentation und als Teil der imperialen Siegesideologie war in ihnen der Kaisergedanke präsent“ (S. 84). Als Beweis für die in den Kirchenbasiliken manifestierte imperiale Siegesideologie hat L. — die S. 81 f. aufgezählten scheinbaren Parallelen sind nicht stichhaltig — im Grunde nur ein dürftiges Argument — die Errichtung der Lateranbasilika „auf dem Areal der Kaserne der equites singulari (sic!), einer Elitetruppe, die auf Seiten des Maxentius gegen Konstantin gekämpft hatte“ (S. 78).

Als Sonderfall behandelt L. „Konstantins Kirchengründungen im Heiligen Land“ (S. 86–120). Zwar erkennt er die Pilgerfahrt Helenas nach Palästina i. J. 326 als auslösendes Moment an, aber entsprechend seiner ungenuten Gewohnheit, Kaiser und Kaiserhaus als „Staat“ zu bezeichnen, nennt er Helenas Palästinareise eine „Staatswallfahrt“ und gegen Eus. VC III 41–43 (Geburtskirche und Eleona von Helena, Mamre von Eudokia, Grabeskirche von Konstantin gestiftet) subsumiert er die vier Bauten unter den Begriff „Staatssache“ (S. 88), und damit kann er dann auch die Platzierung aller vier Kirchenbauten Konstantin zuschreiben. Was aber war Konstantins Leitmotiv: „Alle vier Basiliken in Palästina waren Christophaniekirchen“, die insgesamt „die wichtigsten Etappen der Heilsgeschichte“ markieren (S. 90). Als Interpretament dieser (und aller) konstantinischen Kirchenbauten betrachtet L. die Apostelkirche in Konstantinopel, für die er die als communis opinio ausgegebene Ansicht vertritt, „daß die Grablage Konstantins einen kreuzförmigen Grundriß besaß“ (S. 100) und um den Altar gruppiert Konstantins Sarkophag inmitten der zwölf Apostelkenotaphie. L. entnimmt dieser Situation im Sinne von Weinreichs Deutung der Zahl „Dreizehn“, daß Konstantin nicht in der Reihe der Apostel, sondern „als ‚Dreizehnter‘ im Zentrum von zwölf“ den Mittelpunkt bilden und so einen qualitativ höheren Rang einnehmen und mehr als ein „Apostelgleicher“ sein wollte (S. 104–106). Zwar habe Konstantin es abgelehnt, als „Christusgleicher“ verehrt zu werden, aber er beanspruchte den Rang, den das von zwölf Apostelkenotaphen umringte Grab Christi einnahm (S. 107–110). Die kreuzförmige Anlage der Apostelkirche sieht L. bereits in der Grabeskirche vorgeformt; und daraus schließt er auf die Zeit bald nach 326 als Datum der „Aufnahme des Kreuzes in die imperiale Repräsentation“, deren vornehmste Ausgestaltung die Bestattung Konstantins „im Schnittpunkt der Kreuzesarme“ war (S. 110–114). Dennoch sei die Ansicht nicht zwingend, daß Konstantin erst durch das Kreuz als „christusähnlicher“ Herrscher legitimiert wurde; zwar habe ihn erst das Kreuz in die Nachfolge Christi gestellt, „aber natürlich so, wie sie ein spätantiker Herrscher auffaßte, und dieser verstand sie als eine Nachfolge im Siegen, als ein Erobern der ganzen Oikumene im Zeichen des Kreuzes, im Zeichen des Sieges und Triumphes Christi. Es handelt sich um eine Mimesis Christi im Siegen“ (S. 115f.). Die Verbindung von Kreuz, sieghafter Nachfolge und Mimesis Christi ist eher rhapsodisch, doch L. geht noch einen Schritt weiter: Der „christusähnliche“ Konstantin der Apostelkirche soll zugleich den Sinn zumindest aller Kirchenbauten im Heiligen Land offenlegen. Nochmals, um nicht den

Verdacht verfälschender Berichterstattung zu geraten, wörtlich: „*Da die Bauten im Heiligen Land die Heilsgeschichte Christi in der Welt abbilden und Konstantin sich selber wie Christus bestatten ließ, wird klar, daß der Kaiser sich auch eine zentrale Rolle in der irdischen Heilsgeschichte zuwies: Konstantin verstand sich gleichsam als ‚Achse der Weltgeschichte‘, insofern er dem Christentum zum Durchbruch verholfen hat: In der Nachahmung des Sieges Christi hatte er durch seine Politik ... dem Christentum zum Sieg verholfen*“ (S. 120). Diese Behauptungen sind nicht Ertrag solider Argumentation, sondern willkürliche Zutaten, die der Kompilation archäologischer Forschung aus Eigenem übergestülpt sind. Dies zu betonen ist nötig, weil diese Sentenzen im Mittelpunkt der Zusammenfassung S. 121–126 stehen. Demnach hätten wir es seit dem Silbermedaillon von 315 mit „*einer ungewöhnlich penetranten Siegesideologie*“ und „*einer massiven Konstantin-Christus-Typologie*“ (zur Abwechslung: „*massive Christus-Konstantintypologie*“ S. 123) zu tun, seit 326 mit der Steigerung der „*Christustypologie*“ zur „*Christusmimesis*“, die „*schließlich im Konzept der Bestattung als Zentrum des Kreuzes und der zwölf Apostel kulminiert*“ (S. 121).

Das alles ist zumindest terminologisch mißlungen und daher wenig aussagekräftig. „*Christusmimesis*“ läßt jeden Grad der Selbstidentifizierung mit Christus zu, „*typos*“ ist ein theologiegeschichtlich besetzter Begriff und meint den prophetischen Vorlauf eines heilsgeschichtlich Vollkommeneren (z. B. Adam-Christus), und die Penetranz der konstantinischen Siegesideologie ist zuvorderst das Produkt einer unausgereiften, fixen Idee des Verf. (bes. erhellend z. B. S. 122f.; vgl. dagegen Th. Grünewald, *Constantinus Maximus Augustus* [Stuttgart 1990] 134ff.).

Im II. Teil („*Die Vision*“, S. 129–140) behandelt L. die „*Berichte über Konstantins ‚Bekehrung‘*“; diese nicht selbstverständliche Abfolge begründet er mit der Möglichkeit, aus der „*Entwicklung der imperialen Repräsentation*“ einen neuen Schlüssel zur Auswertung der bekannten Texte zu finden. Die Untersuchung ist indes nicht sonderlich ergiebig: Daß Lactanz (mort. pers. 44,2) für die Ereignisse um die Schlacht an der Milvischen Brücke die beste Quelle, trifft zu, ist aber nicht neu; richtig ist auch, daß alle Zeugnisse, auf die propagandistischen Absichten Konstantins hin befragt, „*mehr oder weniger die offizielle Meinung des Hofes zur jeweiligen Entstehungszeit widerspiegeln*“ (S. 139), am meisten jedoch der Visionsbericht Euseb VC I 28. L. sieht im labarum eine Parallele zur Konstantinstatue auf der Porphyrsäule in Konstantinopel und eine Bestätigung seiner Ansicht, „*daß Konstantin in seiner Spätzeit als Alleinherrscher wieder Elemente der Sol-Symbolik, die ja nach 310 verschwunden gewesen waren, in die offizielle Version, nun allerdings in unverfänglicher Form, aufnimmt*“. Die Grundlage dieser Behauptung ist rundum brüchig, hinsichtlich des Panegyricus von 310 sowohl wie hinsichtlich der Statue und des Eusebtextes, der schwerlich die Auslegung zuläßt, „*Konstantins Siegeszeichen*“, das Kreuz, erhalte „*seinen Siegescharakter demnach auch vom Symbol des universalen Sol-invincitus, der unbesiegten Sonne*“. Wer solches behauptet, ist zudem zu erklären verpflichtet, weshalb oder wozu Konstantin nach der Erringung der Alleinherrschaft auf seine „*heidnische Frühzeit*“ zurückgegriffen haben soll.

Unter der Überschrift „*Die Auswirkungen von Konstantins Herrscherideologie auf die Kirche*“ werden im III. Teil (S. 143–176) zwei nur entfernt miteinander verwandte Themen behandelt — Konstantins Kirchenpolitik und der Anteil Eusebs an der Ausbildung der konstantinischen „*Herrscherideologie*“. — Es trifft zu, daß kaiserliche Religionspolitik vor wie nach Konstantin auf die Wahrung oder Wiederherstellung der richtigen und reichsweit geübten Verehrung der wahren Gottheit bedacht war. Aber man möchte am liebsten nicht mehr weiterlesen, wenn dann mitgeteilt wird: „*Auch Konstantin hat zu diesem Zweck eine Hoftheologie entworfen, die er als Instrument zur Vereinheitlichung der Gottesverehrung unter den Völkern des Reiches und auch zur politischen Vereinheitlichung des Imperiums selbst brauchte*“ (S. 143). Hier stimmt einfach nichts, denn Konstantin hat agiert oder reagiert (Donatisten, Arius), aber er hat keine „*Hoftheologie*“ entworfen, und wenn es so gewesen wäre, hätte der damit zur politischen Vereinheitlichung des Imperiums wenig beitragen können.

In der Tat hat sich „*Konstantin als Vollstrecker des Gesetzes Christi*“ gesehen und das übernommen, was er als seine spezifische Herrscherpflicht ansah, aber das ist etwas anderes als die von L. konstruierte Einstellung: „*Die Indifferenz bezüglich dessen, was damit (sc. dem göttlichen Gesetz) inhaltlich gemeint ist, erklärt sich bei den kaiserlichen Briefen daraus, daß es Konstantin nur wichtig war, was mit seiner Einhaltung und Beobachtung erreicht werden*“.

konnte, nämlich *Ordnung und Einheitlichkeit*“ (S. 145). Durch Reihung keineswegs unangefochtener Forschungstopoi dringt L. dann rasch, aber wenig überzeugend vom „*Ordnungsaufbruch zur Einhaltung des göttlichen Gesetzes aus dem Munde Konstantins*“ über Konstantin als „*irdische Verkörperung des himmlischen Gesetzgebers Christus*“, die angebliche Unterwerfung der Kirche unter das *ius publicum* und daraus resultierende Rechtsposition als *pontifex maximus* „*auch gegenüber der Kirche*“ zum angeblichen Caesaropapismus Konstantins vor (S. 145–149), um anschließend (S. 150–159) „*zu zeigen, daß Staatssymbolik und Kirchenpolitik miteinander korrespondieren (!) und spätestens ab 325 koordiniert (!) sind.*“ Demnach müßten doch wenigstens Konstantins Aktivitäten im Arianer-Streit in der „*Staatssymbolik*“ ihre Spuren hinterlassen haben, was bekanntlich nicht der Fall ist. Von der überspannten Hypothese bleiben, was kaum verwundert, nur Synchronismen — mit 326 („*Staatskrise*“) als Mittelpunkt.

Der effektiv aufgesparten Frage nach dem Anteil Eusebs an der konstantinischen Herrscherideologie geht ein Abschnitt über die theologischen Berater des Kaisers voraus (S. 160–165). L. identifiziert sie mit den antinicaenischen Theologen, die seit der Absetzung des Eustathius von Antiochien (326) und der Rehabilitierung des Arius (327) eine dauernde Vormachtstellung erreicht hatten; auf diese „*nun an den Schalthebeln der Macht sitzenden Theologen*“ (bes. Euseb von Nikomedien) führt L. die angenommene „*Neukonzipierung der imperialen Repräsentation*“ seit 326 zurück. „*Die nicaeakritischen Theologen wurden auf diese Weise in der Tat zu den Baumeistern eines Caesaropapismus, indem sie für das neue kaiserliche Selbstverständnis die christlich-theologische Legitimation lieferten, die dann ihren Ausdruck in der Staatssymbolik fand*“ (S. 164f.). Einen direkten Beweis zusätzlich zu dem chronologischen Indiz kann L. freilich nicht beibringen. Ein chronologisches Argument ist nun aber auch die Basis für die Einordnung Eusebs: Die 325/326 abgeschlossenen Schriften (Kirchengeschichte und Epiphanie) zeigen eine an der Ausbreitung der Kirche orientierte Geschichtstheologie, in der für eine Herrschertheologie kein Raum ist. An der Entwicklung der 326 einsetzenden „*neuen Herrschertheologie*“ aber kann Euseb, L. zufolge, nicht beteiligt gewesen sein, weil dies eine Angelegenheit der Hofbi-schöfe war, Euseb aber zwischen 327 und 335 in Caesarea seines Bischofsamtes waltete. Eine Herrschertheologie findet L. bei Euseb erst in der Tricennalienrede (335/36): „*Vergleicht man nun die Herrschertheologie dieser Rede mit jener der imperialen Repräsentation, so zeigt sich, daß die Hauptmotive dieselben sind. Wir finden in beiden Bereichen die Christusmimesis, die Vorstellung von Konstantin als vicarius Christi, die heilsgeschichtliche Sonderstellung Konstantins, seine Messianität, die Siegestheologie als Rahmen des Ganzen, die Vollmacht Konstantins in religiösen Fragen.*“ L. hält dafür, daß Euseb „*in der Tricennalienrede auf die schon vorhandene, voll entwickelte kaiserliche Selbstdarstellung Konstantins reagiert hat. Seine theologische Leistung war es, die ihm bereits vorgegebene Herrschertheologie in sein von ihm entworfenes geschichtstheologisches, apologetisches System eingebaut und so auf theologisch und intellektuell hohes Niveau gehoben zu haben*“ (S. 171).

Eine Akzentverschiebung sieht L. in der VC gegeben: Vorrangig sei das Idealbild eines christlichen Herrschers, „*Christustypologie*“ und „*Christusmimesis*“ seien in den Hintergrund getreten und nur noch in Spuren vorhanden. L. hält es für wahrscheinlich, daß Euseb „*an der Zuspitzung der Christusmimesis als solcher Unbehagen empfunden hat*“, womit für ihn abermals bewiesen wäre, „*daß Euseb nicht zu dem Kreis jener Theologen am Hof gehört hat, die das neue Programm für den Kaiser erfunden haben*“ (S. 176).

Unzählige Druckfehler (z. B. statt Girardet durchgängig „Giradet“) stehen in krassem Mißverhältnis zu der aufwendigen Ausstattung des Bandes. Ein problematisches Buch, dessen anregender Fragestellung die Auswertung der Quellen nur bedingt gerecht wird: allzu oft werden gesicherte Resultate durch unbewiesene Thesen aufgestockt, um postulierte Beweisziele zu erreichen. Mit seinen Ausführungen über Eusebs Kaiseridee hat L. gleichwohl eine Fragestellung angezeigt, der nachzugehen sich lohnt.

Köln/Meckenheim

Karl-Heinz Schwarte

Ralph-Johannes Lilie, *Byzanz: Kaiser und Reich*, Köln—Weimar—Wien, Böhlau 1994. XXII und 277 Seiten

Die Byzantinistik gehört bedauerlicherweise zu jenen Wissenschaftsdisziplinen, die sich eine gewisse Selbstgenügsamkeit auferlegt haben, die sich bei der Vermittlung ihrer Themengebiete und Fragestellungen über den engen Kreis der Fachkollegen hinaus unendlich schwer tun; so sind für den deutschsprachigen Raum mit den Arbeiten von H. Hunger, *Reich der Neuen Mitte. Der christliche Geist der byzantinischen Kultur*, Graz 1965, H.-G. Beck, *Das byzantinische Jahrtausend*, München 1978 (2/1994), P. Schreiner, *Byzanz. Grundriß der Geschichte*, München 1986 (2/1994) und — mit einigem Vorbehalt — O. Mazal, *Handbuch der Byzantinistik*, Graz 1989 bereits die wesentlichen Abhandlungen genannt, die für einen weiteren Leserkreis geschrieben worden sind. Von daher ist das Anliegen R.-J. Lilies, auf diesem vernachlässigten Feld tätig zu werden, nur zu begrüßen, wenngleich er bereits in seiner Einleitung mit der Wendung, „nicht nur (d. h. aber auch?) für den reinen Spezialisten“ geschrieben zu haben (XII), offenbart, daß ihm dies wohl nicht ganz geheuer war. R.-J. Lilie hat eine der zentralen Einrichtungen des byzantinischen Reiches, das Kaisertum, in den Mittelpunkt seiner Ausarbeitung gestellt, ein gelungener Ansatz, dies umso mehr, weil entsprechende Darstellungen für den immer wieder zu Vergleichszwecken herangezogenen lateinisch-westlichen Raum, für den Kaiser des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, kaum existieren. Die Arbeit besteht aus zwei Hauptteilen, der erste (1–118) behandelt den Kaiser im Reich, der zweite (119–257) stellt die Beziehungen des byzantinischen Reiches über die mehr als eintausend Jahre seiner Geschichte zu seinen Nachbarn dar, gibt also einen auf den Kaiser konzentrierten Überblick über die Reichsgeschichte. Während dieser Abschnitt mit den von G. Ostrogorsky in seiner *Geschichte des byzantinischen Reiches*, München 3/1963 aufgestellten Maßstäben nicht konkurrieren kann, ist der erste Hauptteil doch sehr gelungen: hier werden die ideologischen Grundlagen der Kaisermacht vorgestellt (1–9), die Frage untersucht, wie man zum Kaiser wurde (10–30), das Verhältnis von Kaiser und Kirche (31–44), Kaiser und Staatsverwaltung (45–59), Kaiser und Aristokratie (60–76) beschrieben, bevor der Verfasser auf die selten behandelte kaiserliche Familie (77–92) und die „private“ Gefolgschaft des Autokrators (93–105) eingeht, um abschließend einige Ausführungen zu den realen Einflußmöglichkeiten des Herrschers zu machen, die natürlich von dem nur theoretisch bestehenden absoluten Machtanspruch zu differenzieren sind (106–118). Wichtig erscheint u. a. das eigene Unterkapitel über den Cäsaropapismus (41–44), in dem auf die Problematik der Anwendbarkeit dieses ebenso falschen wie zählreichen Terminus auf die realen Verhältnisse im byzantinischen Reich eingegangen wird. — R.-J. Lilie schließt seine Studie mit einem Anhang über das abendländische Byzanzbild in der Neuzeit (258–271), der zwar manche verdiente Namen ungenannt läßt und vielleicht auch einen allzu pessimistischen Grundton hat — schließlich schreibt der Autor mit seinem Buch ja gegen die beklagte Ignoranz der Nachbardisziplinen an — seine Berechtigung aber schon dadurch findet, daß er in dieser Form in den wenigen anderen Darstellungen vergleichbarer Art nicht begegnet. Sehr gut sind die modifizierte Kaiserliste am Ende des Buches (273f.), die auch die Usurpatoren vollständig aufführt, sowie das graphische Dynastieverzeichnis (274–277). Wenn die Darstellung R.-J. Lilies in ihrem Grundanliegen auch unseren Beifall finden muß, so sollen hier doch einige Anmerkungen gestattet sein: so ist zunächst einmal — ungeachtet zahlreicher orthographischer und syntaktischer Fehler — der nachlässige Tonfall des Buches zu beklagen, Wendungen wie „Romanos III. als General ... eine Witzfigur“ (160 Anm. 23), „germanische Söldner, die ... ihr Leben in die Schanze schlugen“ (168), „Konstantinopel“, das „von allen Seiten Prügel bezog“ (183) oder „läppisch anmutende Streitpunkte“ (186) sollten im Schriftdeutsch auch bei einem studentischen Hauptleserkreis doch wohl nicht begegnen. Jener Empfängerkreis wird bei der heutigen Bildungsmisere auch nur zum geringsten Teil in der Lage sein, die zahlreichen griechischen Quellenangaben zu verstehen, hier wäre eine wenigstens paraphrasierende Übersetzung angebracht gewesen. In gleicher Weise wünscht man sich ein Verzeichnis der Fachtermini; das Fehlen eines Index, wodurch das Arbeiten mit dieser Darstellung ungemein erschwert wird, kann bei einem auf Computerbasis erstellten Buch nur ein Kopfschütteln hervorrufen, das „Quellen- und Abkürzungsverzeichnis“ mit seiner bunten Folge von Primär- und Sekundärquellen (XIV–XXII) kann ein ordentliches

Literaturverzeichnis nicht ersetzen. Nachlässigkeiten zeigen sich auch im Inhalt, so ist 28, 114 Johannes VI. statt Konstantin VI. zu lesen, 96 Michael II. statt Michael I., 142 Anm. 10 Leon I. statt Leon III.; Afrika und Italien wurden nicht zu Exarchaten *umgestaltet* (49), letztere wurden 584 in Ravenna, 591 in Karthago nur *eingerrichtet*, ohne aber die gesamten Provinzen beherrschen zu können. Der Begriff der „Häresie“ für die monophysitischen Kirchen (34f.) mag formal und nach orthodoxem Standpunkt richtig sein, ist aber u. E. heute derart negativ beladen, daß ihn der Historiker nicht ohne Einschränkung verwenden sollte, ebenso bedarf das „Schisma von 1054“ (37 u. ö.) nach der heutigen Forschungslage einer orthographischen oder lexikographischen Relativierung. Die Revidierung der Dynastievorstellungen G. Ostrogorskys durch die Berücksichtigung der weiblichen Linie, die ja für die Legitimation eines neuen Kaisers von großer Wichtigkeit sein konnte, erscheint uns zutreffend (80 ff.), doch sollte sie auch konsequent durchgeführt werden: 81 begegnet Markian durch die Heirat mit Pulcheria als Vertreter der theodosianischen Dynastie, 137 wird ihm dies aber wieder abgesprochen. Die zahlreichen Flüchtigkeiten sprechen für eine längerfristige Genese der Studie, die ein begrüßenswertes Anliegen hat, der aber leider jener Tropfen „Herzblut“ fehlt, der so viele Arbeiten R.-J. Lilies auszeichnet.

Köln

Andreas Külzer

Richard Lim, *Public Disputation, Power, and Social Order in Late Antiquity*. Berkeley, University of California Press 1995. XVII, 278 S.

This is a book with a grand title and an even grander scope. "Power" or "Social Order" in Late Antiquity on its own would require a volume just as large. But by combining aspects of these two with the central topic—Public Disputation—L. has opened a novel avenue on complex problems, which he handles with impressive skills. Focussing on the social dynamics of public disputation, the particular circumstances of staged contests between members of different groups, philosophers, Manicaeans, Jews, or various types of Christians, for example, he traces the impact of ancient debating techniques in the world of Late Antiquity. In an increasingly intolerant atmosphere, where truth became a revealed notion of divine wisdom rather than a proposition to be proved by logical argument, he demonstrates a remarkable grasp of different mentalities. An underlying aspect of this book derives from the familiar problem of Christian use of ancient *paideia*. But through the concentration on "agonistic" disputation, L. develops fascinating new analyses of the Christian emphasis on the principle of God's unknowability. In turn, this encouraged the "apophatic revelation" of true wisdom, which became the hallmark of Byzantine theology.

L. shows how this process was set in motion by bishops representing the non-Arian hierarchy of the church in an attempt to secure and strengthen their authority. In chapter 5 he examines two particular cases: key texts by Gregory of Nyssa and John Chrysostomos delivered as sermons in the churches of Constantinople and Antioch, which exemplify this reaction against often unnamed opponents. Both authors stress the divisive, "agonistic", "eristic" nature of debates that turn upon cleverness with words, sometimes in an outrageous fashion, to score points and excite uncritical spectators (in the same way as disorganised bouts of wrestling bring the sport into disrepute). Against such enthusiasm for competition, which often involved very personal interpretations of Scripture and finer points of theological definition, these "intellectual system builders" (p. 157) relied on the centrality of the creed, the declaration of faith first devised in a standard form at the oecumenical council of Nicaea in 325. The following chapter traces later interpretations of Nicaea as a most significant moment in the establishment of communal and consensual definitions. L. shows how, when memories had faded, fifth century authors invented an archetypal figure of simplicity, who declared himself to believe unquestioningly in the Father, Son and Holy Ghost, in terms that avoided all "vain and dangerous questioning".

Obviously the creed played a vital role in this restriction of debate, since it could be used as a recapitulation of the Christian faith which was to be recited by all believers. Any who preferred to continue to try and resolve issues by argumentation were branded as purveyors of "meddlesome curiosity". The repetition of the creed by every subsequent council and the tradition of authority that accrued with each new oecumenical gathering tended in the same way to limit further divi-

sion and entrench communal views. In this way, prearranged conciliar patterns replaced the traditional methods of resolving disagreement by disputation.

Five case studies of different types of disputation make up this work, flanked by two chapters on the Diffusion and the Containment of the *Logos*, respectively. While this provides a neat framework, the content of distinct chapters fails to cohere satisfactorily. Partly because of the immense range involved, one is left at the end of each investigation wondering how it developed. For instance, Christian-Jewish disputation did not come to an end in the fifth century because the church instructed Christians to abstain from such public engagement. Throughout the seventh century debates continued and from the acts of the council in *Trullo* (692) it is evident that Christians were still frequenting Jewish festivals, consulting Jewish doctors, bathing and socializing with Jews. Nor did the notion of staged debates between Christians of different groups pass into oblivion, as Maximus Confessor's public disputation with Patriarch Pyrrhos in the mid-seventh century makes clear. Reasoned argument and philosophic debate remained important weapons at the disposal of Christians who did not hesitate to use them against opponents whom they wished to label as "unorthodox" or "heretical".

A further element in the development of consensual definitions is not addressed: the contribution of monastic traditions. In his stress on simplicity and the value of blind faith which made it possible for unlearned men to confront and outface clever speakers, L. does not cite the stereotypical debate between St. Antony and the Greek philosophers. But he recognises in the "crude barbaric 'simplicity'" of desert monks (p. 147) an ascetic ignorance (or denial) of the civilized methods of settling differences, part of their refusal to acquire the traditional *paideia* of Late Antiquity. (However, was this really a refusal to settle disputes in an orderly fashion? Or a reference to the worldly way of doing things, *en kosmo*?) This of course is only true for some; others converted to the ascetic life from positions in which they had mastered every aspect of ancient rhetorical skill. Yet they subordinated their worldly knowledge to the wisdom of uneducated Egyptian monks. These supplied the disorderly and disruptive presence at fifth century councils, of which nothing is said. Instead, L. cites Basil of Caesarea's views that ascetics should remain aloof from controversy, dissension and quarrels. He fails to connect the burgeoning monastic movement of the late fourth and fifth centuries with the turn away from secular knowledge towards a revelatory understanding of God granted only to those who practised *askesis*. The desert fathers in particular limited themselves to few and simple "Sayings", which form a remarkable contrast with the syllogistic competition of public disputation. *Hesycheia* was essentially non-verbal. In the unceasing repetition of the Jesus prayer, the ultimately simple declaration of faith, the monks found a completely different form of wisdom.

So to what extent can power, social order and public disputation be connected in Late Antiquity? In their striving towards good order in the church, the Cappadocian Fathers employed the full range of rhetorical skills and *paideia* as taught in pagan circles of the time. No denial of eristics here but rather a novel use for the *agon*. Competitive verbal exchange is turned from those outside the church to those within it who beg to differ. Dissenting Christians, specifically followers of Arius, Nestorius and other charismatic leaders, become the object of scholarly derision. Public disputation may be curbed but the same weapons are directed against those who refuse to accept the definitions of Chalcedon. Power, authority and social order are still maintained by intellectual means derived from ancient learning.

As a barrier against which all later Christians had to react, the council of Chalcedon is barely analyzed, except on pp. 224–226, yet it marked the context in which emperors Zeno and Anastasius were required to pronounce their adherence to the faith (p. 152). This is the moment when a declaration of orthodoxy forms some guarantee of social order, while at the same time reinforcing the authority of the ruler. It is indeed another world in comparison with the sophisticated disputations of the Platonists with which L. opened his work. Although he does not provide a conclusion as such, the epilogue (pp. 231–235) summarizes some of the major preoccupations of the book and lists a number of issues requiring further elaboration. The author's skill, beautifully demonstrated in this short section, suggests that his observations of "the habits of mind and discourses on power" will be central to that expanding field of study: the mental universe of Late Antiquity.

Christoph Marksches, *Ambrosius von Mailand und die Trinitätstheologie. Kirchen- und theologiegeschichtliche Studien zu Antiarrianismus und Neunizänismus bei Ambrosius und im lateinischen Westen (364–381 n. Chr.)*. [Beiträge zur histor. Theologie, 90.] Tübingen J. C. B. Mohr/Paul Siebeck 1995. XII, 288 S.

Diese Habilitationsschrift an der Universität Tübingen (bei den Professoren L. Abramovski und S. Raeder), die 1994 den Hanns-Lilje-Preis erhielt, kann als Musterbeispiel präziser Detailkenntnis und vorbildlicher Dokumentation (trotz Gebrauchs vieler Sprachen: ohne Druckfehler!) gelten. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit junger Theologen (wohl in allen Konfessionen, allein schon wegen der rückläufigen Sprachenkenntnisse) mit der alten Theologie bewußt (Vorwort: S. V). Seine Arbeit will ein Lösungsbeispiel kirchlicher Konflikte sowie der schöpferischen Rezeption überlieferter, dogmatischer Formeln vorstellen. Die Einleitung (S. 1–6) erläutert die Ausgangsproblematik: Ambrosius galt bisher als ein wenig origineller Denker, eher dem formalistischen, kirchenpolitisch motivierten Denken verhaftet; die vorliegende Untersuchung setzt sich zum Ziel, das Urteil H. v. Campenhausens (1929) u. a. zu korrigieren, indem sie den Willen des Mailänder Bischofs zur Systematik im neunizänischen Sinne herausarbeitet. Vereinfachende Darstellungen in den Werken des Ambrosius seien aus der Notwendigkeit heraus zu erklären, den theologisch ungebildeten Herrschern bzw. den Volksmassen die dogmatischen Feinheiten zu erklären.

Die eigentliche Arbeit ist in drei Themenkomplexe unterteilt: a) Zeit und Grund für die neunizänische Form der Trinitätstheologie des Ambrosius; b) Rezeption der klassischen Modelle griechischer und lateinischer Trinitätstheologie samt deren Anwendung in den eigenen Schriften; c) [als Vorbedingung zu b]: Probleme der Wiedergabe griechischer, trinitarischer Begriffe im Lateinischen. Aus dieser Gedankenfolge ergibt sich die Gliederung in zwei Hauptteile. Unter dem Titel „Ausblick und Schluß“ wird schließlich die reiche und positive Ernte der weitgehend terminologischen Diskussion zusammengefaßt (bes. S. 214–216). Dabei vermeidet der Verfasser in seiner Argumentation jede enthusiastische Überinterpretation des abendländischen Kirchenvaters, spricht vielmehr deutlich auch dessen gelegentlich geringen theologischen Tiefgang an (S. 105f.). Auch die abweichenden Thesen anderer Patrologen (wie z. B. M. Tetz: S. 186f.) werden sorgfältig und überzeugend einer prüfenden Kritik unterworfen.

Ob freilich das anfangs geäußerte Ziel, jungen Nachwuchstheologen den Zugang zur altkirchlichen Theologie zu erleichtern (oder zu eröffnen), mit einer fast als Überinformation (in den Fußnoten) zu bezeichnenden Materialfülle zu erreichen ist, muß offen bleiben. Dem Fachmann jedenfalls wird eine Bilanz geboten, auf die er sich verlassen bzw. auf der er weiterbauen kann.

Frankfurt/M.

Gerhard Podskalsky

Eric McGeer, *Sowing the Dragon's Teeth: Byzantine Warfare in the Tenth Century*, [Dumbarton Oaks Studies, 33.] Washington, Dumbarton Oaks 1995. 405 p.

Après de nombreux travaux qui ont, dans ces dernières décennies, fait progresser la recherche, l'histoire militaire de Byzance s'enrichit d'un nouveau livre, important et longuement mûri, où Eric McGeer donne l'édition attendue des *Praecepta militaria* de Nicéphore Phocas, la fait suivre de sa paraphrase par Nicéphore Ouranos, et accompagne ces deux textes d'un commentaire très étendu, qui a l'ambition de décrire la guerre de reconquête pratiquée par l'armée byzantine à sa frontière orientale dans la seconde moitié du X^e et au début du XI^e siècle, de Romain II à Basile II. Deux livres en un, en quelque sorte, pour montrer l'actualité de ces écrits théoriques que l'on a eu un peu trop tendance, dans le sillage d'Alphonse Dain, à étudier du seul point de vue de la tradition manuscrite, et où McGeer déchiffre les changements tactiques intervenus lors de la reprise de l'offensive contre les Arabes. Il les confronte aux sources narratives, ce qui est une démarche exemplaire, même si la différence de point de vue entre les chroniqueurs et les stratégestes rend souvent les parallèles difficiles ou peu probants. Il fallait, en tout cas, tenter l'aventure pour donner consistance à une thèse résolument historique, esquissée par l'auteur dans quelques articles antérieurs et dessinée ici avec netteté.

Elle peut se résumer ainsi. Lorsque Nicéphore Phocas devient en 955 Domestique des

Scholes, commence une réorganisation de l'armée à la fois pratique et théorique. Cette réforme est déjà en germe dans deux traités du milieu du siècle, la *Syntaxis armatorum quadrata* et la *Sylloge tacticorum*, auxquels Nicéphore fait de nombreux emprunts et apporte quelques retouches décisives dans ses *Praecepta militaria*; à son tour, Nicéphore Ouranos donne une version métaphrasée des *Praecepta* dans sa grande compilation tactique, en y introduisant quelques légères modifications pour tenir compte d'aspects nouveaux de la guerre de reconquête dans les premières années du XI^e siècle. Il y a donc trois niveaux chronologiques et, entre eux, des différences très significatives. Les "innovations", lentes à s'imposer mais déterminantes pour le succès des armes byzantines et aussitôt imitées par les Arabes — car le mimétisme de la guerre ne laisse pas longtemps à une armée l'exclusivité d'une tactique victorieuse —, portent essentiellement sur trois points. 1) Il est fait désormais un usage systématique de la cavalerie cuirassée, qui, placée au centre de la première ligne d'attaque et disposée en « coin » (l'ancien *cuneus*), a pour mission d'enfoncer le front ennemi par une charge contrôlée (opposée à la « charge à fond » au grand galop). C'est une redécouverte, puisque Perses et Romains connaissaient déjà les « cataphractaires », et ce n'est pas un bouleversement, puisque cette cavalerie lourde ne modifie guère la *παράταξις* traditionnelle; mais c'est bien une innovation tactique par rapport à l'époque de Léon VI. 2) Par contre-coup, apparaît un corps spécial des *ménaulatoi*, fantassins, cités pour la première fois dans la *Sylloge*, qui sont armés d'une solide lance de bois de 2,7/3,6 m portant une pointe métallique de 35/47 cm, et qui se placent en avant de la première ligne pour arrêter l'élan des cataphractaires ennemis. 3) Enfin et surtout, un nouveau dispositif mixte confirme le rôle défensif de l'infanterie, formée en carré et faisant front dans toutes les directions, et le rôle offensif de la cavalerie, qui est tenue en réserve au centre de ce carré, en sort par douze (ou huit) ouvertures pratiquées entre les corps de fantassins pour se former en ligne de bataille et attaquer, et peut revenir s'y abriter en cas de difficulté. Ce genre de dispositif, comme le remarque McGeer, n'était prévu dans les traités antérieurs que pour l'armée en déplacement ou en stationnement; la nouveauté serait d'en avoir fait un mode d'articulation de l'infanterie et de la cavalerie en ordre de bataille. Ce nouveau système apparaît dans la *Syntaxis* et la *Sylloge* (sa mise au point par Jean Kourkouas est une pure hypothèse); il combine parfaitement les impératifs de l'attaque et de la défense, accroît la spécialisation des différentes armes et exige, pour fonctionner correctement, un entraînement très poussé seul imaginable dans une armée de métier. Il constitue un progrès dans l'art de la guerre et les armées conquérantes de 960—1025 lui doivent leur supériorité.

La démonstration est très bien menée. On y apportera toutefois quelques nuances. Cette magique *square infantry formation* d'où un corps de bataille de cavaliers sort comme par enchantement n'est jamais évoquée dans les sources narratives, qui font plus volontiers allusion à des embuscades réussies et des exploits individuels. Quand on connaît le goût immodéré des officiers pour les schémas et le rôle de l'esthétique dans l'art militaire, on s'interroge un peu sur la portée pratique de ce dispositif. La *Syntaxis armatorum quadrata* est un repère assez peu sûr: il ne s'agit pas d'un traité, mais d'un simple diagramme accompagné d'une légende de huit lignes, dont la date reste incertaine; dans un précédent article ("The *Syntaxis armatorum quadrata*: A Tenth-Century tactical Blueprint", *REB* 50, 1992, p. 219—229), McGeer, contrairement à Dain, la considérait comme antérieure aux *Praecepta*, mais sa démonstration laisse subsister un léger doute. Dans les *Praecepta* eux-mêmes, des maladroresses de plan rendent assez peu clair le rapport entre la formation de combat de la cavalerie et le dispositif mixte en carré. Enfin, pour les besoins de sa thèse, McGeer est conduit à donner aux *Praecepta* une importance exceptionnelle (Nicéphore les aurait lui-même rédigés lorsqu'il était empereur) et à marginaliser le *De velitatione bellica* (composé après les grandes offensives d'après des notes anciennes de Nicéphore, pour le cas où les raids arabes reprendraient) et le *De re militari* (écrit sur ordre de l'empereur dans les années 990). Les seules œuvres clés seraient la *Syntaxis* et la *Sylloge*, vers 950, qui inaugurent, les *Praecepta*, entre 963 et 969, qui codifient, et la paraphrase d'Ouranos, au tout début du XI^e siècle, qui adapte. Pourtant, l'excellent commentaire de McGeer est bien obligé de faire appel aux riches chapitres du *De re militari*, seul véritable traité sur l'armée en campagne, plus souvent qu'aux données un peu sèches des *Praecepta*. L'attribution de ce dernier ouvrage à Nicéphore lui-même repose sur un simple indice, une rudesse de style convenant à un général, et

sa datation des années de règne sur une seule phrase, "οἱ αὐτοὶ (= l'avant-garde) ἐχέτωσαν κεφαλὴν εἴτε στρατηγόν, εἴτε τοποτηρητήν, ἢ ἄλλον δὲ ὁ βασιλεὺς προχειρίζεται" (IV, 12–14, p. 39), qui n'implique pas forcément la présence de l'empereur à la tête de ses troupes (p. 180) et pourrait signifier que l'avant-garde doit être mise sous le commandement d'un stratège, ou d'un topotèrète ou d'un autre officier (assez élevé dans la hiérarchie) ayant reçu son grade de l'empereur lui-même. McGeer a sans doute raison, mais on aimerait qu'il use davantage du conditionnel.

Venons-en maintenant au texte des *Praecepta* et à sa paraphrase, et remercions McGeer de nous donner la première édition fiable, très sobrement annotée. Le traité de Nicéphore Phocas nous est connu, comme on sait, par un unique témoin du XIV^e siècle, conservé au Musée historique de Moscou et minutieusement décrit par B. L. Fonkič. Son copiste, qui n'était sans doute pas un professionnel, a accumulé les fautes, notamment les mauvaises lectures d'abréviations, et ajouté aux erreurs de son modèle des lacunes ou confusions. Aussi est-il très précieux de disposer de la paraphrase faite moins d'un demi-siècle plus tard par Nicéphore Ouranos, qui correspond aux chapitres 56–62 de sa *Tactique*. Cette paraphrase, dont le premier éditeur des *Praecepta*, Ju. A. Kulakovskij, ne connaissait pas l'existence en 1908, est publiée ici pour la première fois d'après le *Monacensis* gr. 452 (seconde moitié du XIV^e siècle), seul témoin pour les chapitres 44 à 64. Le texte d'Ouranos est bien conservé ; il est certainement fondé sur un manuscrit des *Praecepta* beaucoup plus satisfaisant que celui que nous possédons, et suit de très près son modèle, se contentant de rendre le style plus fluide. Le problème se posait donc de savoir si la version originale et la version métaphrasée devaient être éditées séparément, comme deux textes autonomes, ou superposées pour faciliter une comparaison, selon l'exemple donné par R. Vári dans son début d'édition des *Taktika* de Léon VI. McGeer a choisi la première solution, plus facile typographiquement, mais qui impose au lecteur de constants va-et-vient. Il aurait pu au moins combler les lacunes des *Praecepta* avec le texte de la paraphrase mis en italique ou rejeté en apparat. En outre, certaines corrections du manuscrit de Moscou, suggérées par la métaphrase d'Ouranos, n'auraient pas été superflues : I, 1, l. 7 : καταστῆσαι αὐτοῖς [ou εἰς αὐτοὺς] καὶ ἄρχοντας ; II, 1, l. 1 : αὐτοὺς τοὺς πεζοὺς, etc. Bien qu'il connaisse mieux que personne le peu de fiabilité du manuscrit de Moscou, McGeer a tendance à lui faire trop confiance et, par exemple, considère comme originaux (p. 172) des titres en réalité fort mal trouvés, dont certains sont à peu près sûrement des notations marginales indûment promues au rang de tête de chapitre : Περί ὀπλιτῶν vient comme titre d'un développement qui concerne surtout la cavalerie et qui, découpé un peu différemment dans la paraphrase, porte d'ailleurs le titre Περί τῶν καβαλλαρικῶν παραταγῶν ; Περί κατασκόπων ne correspond qu'au § VI, 1, qui prolonge, comme toute la fin du texte, le long chapitre V Περί ἀπλήκτου. Ce n'aurait pas été trahir Nicéphore Phocas que de rétablir un peu d'ordre dans une tradition visiblement perturbée en s'aidant de Nicéphore Ouranos.

À l'édition — la première, je le rappelle — des chapitres 56–62 de la *Tactique* de Nicéphore Ouranos (correspondant à la paraphrase du texte conservé des *Praecepta*) est ajoutée celle des trois chapitres suivants (63–65), qui seraient, d'après McGeer, un complément ajouté par Ouranos lui-même pour réactualiser l'œuvre de Nicéphore Phocas et décrire les raids en territoire ennemi, les grandes expéditions et les sièges de villes tels qu'ils se pratiquaient de son temps. L'idée est séduisante, mais la démonstration est insuffisante pour un point qui, dans le livre, est capital. Rappelons les données du problème. Les *Praecepta militaria* s'achèvent assez brusquement, et l'on a pu se demander si la fin n'avait pas été perdue ; d'autre part, leur paraphrase par Nicéphore Ouranos est suivie de chapitres dont on ne connaît pas les modèles. D'où l'hypothèse d'Alphonse Dain que les chapitres 63–74 de Nicéphore Ouranos conservaient la version métaphrasée des derniers chapitres des *Praecepta*, perdus à un moment quelconque de la tradition manuscrite, et le projet de J.-A. de Foucault, en publiant ces « Douze chapitres inédits de la *Tactique* de Nicéphore Ouranos » (*TM* 5, 1973, p. 281–312), de retrouver grâce à eux les dimensions et l'ampleur originales de l'œuvre de Nicéphore Phocas, qui se serait prolongée par des recommandations concernant la guerre de course, la guerre de mouvement et la guerre de siège. Critiquant cette reconstitution dans un article récent (« Tradition and Reality in the *Taktika* of Nikephoros Ouranos », *DOP* 45, 1991, p. 129–140), McGeer a fort bien démontré que les courts chapitres 66–74 d'Ouranos dériveraient de la tradition antique, et, jugeant que les chapitres 63–65 correspondaient mieux aux campagnes de Basile II qu'à celles de Nicéphore Phocas, il a

suggéré de façon un peu moins convaincante qu'ils devaient être (eux seuls dans l'énorme *Tactique*) l'œuvre personnelle du compilateur. Les arguments de l'article auraient dû au moins être repris et solidement étayés dans le livre.

Mais ces remarques d'un lecteur critique parce que particulièrement intéressé ne doivent pas ternir une impression d'ensemble plus que positive. Eric McGeer nous donne ici un ouvrage de qualité, où, pour la première fois, les traités tactiques de la période macédonienne sont étudiés comme un ensemble, sont confrontés à l'histoire, et prennent ainsi vie et corps.

Paris

Gilbert Dagron

MSAC Mission Suisse d'Archéologie Copte de l'Université de Genève sous la direction de Rodolphe Kasser, EK 8184 Tome II. Explorations aux Qouçour er-Roubâ'iyât. Rapport des campagnes 1982 et 1983, avec une étude de vingt-quatre ermitages mis au jour en 1977 par le Service des Antiquités de l'Égypte, l'édition des inscriptions qu'ils ont livrées et l'inventaire des peintures murales documentées. Contributions de F. Bonnet Borel, N. Bosson, Ph. Bridel, P. Cherix, P. Corboud, S. Favre, J. Hunziker, R. Kasser, L. Keckes Carazzetti, J. Partyka, M. Rassart-Debergh, D. Sierro, W. Vycichl, D. Weidmann, avec la collaboration de F. Burri, M.-I. Cattin, C. Nogara, Louvain, Peeters 1994. XII, 554 mit 312 Abb. u. 30 größtenteils farbigen Taf. sowie in eigener Mappe « Plans et dépliants » 2 Karten u. 7 Faltpläne.

Ausführliche Abschlußpublikation über die 1982 und 1983 in den Quşûr ar-Rubâ'iyât, einem Teilgebiet der großen, „Kellia“ genannten Mönchsniederlassung am westlichen Deltarand, durchgeführten Arbeiten. Der Band enthält neben einigen einleitenden Vorbemerkungen eine archäologische Beschreibung und Analyse von 54 Eremitagen unterschiedlicher Größe (S. 17–190) und mehrere zusätzliche Einzelstudien. Jede Eremitage wird monographisch behandelt unter Einschluß – vor allem bei größeren und mehrfach umgestalteten Komplexen – einer Darstellung ihrer baulichen Entwicklung und am Schluß je einer Diskussion der Datierung. Letztere basiert im wesentlichen auf den Keramikfunden, wobei methodisch zwischen den in der Konstruktion der Bauten verwendeten Gefäßscherben (z. B. zur Vorbeugung gegen den Schwund in den Bogen- und Gewölbekonstruktionen) und dem aus der Benutzung stammenden Geschirr unterschieden wird. Die archäologische Bearbeitung der einzelnen Eremitagen war freilich unterschiedlich. Die Mehrzahl der Komplexe, vor allem, wenn es sich um geläufige Typen handelte, wurden nur soweit ausgegraben, wie es zur Erfassung ihrer Grundrisse erforderlich war. Raumgruppen jedoch, die aus dem Rahmen fielen, wurden eingehender, teilweise sogar in ihrer gesamten Ausdehnung und bis auf den Boden freigelegt, wobei dann auch Informationen über die allgemeine Ausstattung gewonnen werden konnten. Gebäudepartien, in denen fast immer einige Besonderheiten anzutreffen sind, wie die häufig bemalten sowie mit Inschriften versehenen Nischenzonen der Oratorien wurden ebenfalls im Prinzip überall in die Untersuchungen einbezogen.

Zeitlich rangieren die bearbeiteten Eremitagen zwischen dem 6. und der Mitte des 8. Jhs. Sie sind sämtlich im Plan (1:200) abgebildet, in einigen Fällen auch unter Hinzufügung von Schnitten und Detailzeichnungen. Sehr wichtig und instruktiv ist darüber hinaus die Studie über die Ausbildung der Herdstellen in den Küchenanlagen der verschiedenen Eremitagen von F. Bonnet (S. 181–190). Eine besondere Behandlung erfuhr ferner der mit zahlreichen Inschriften und Malereien versehene große Komplex QR 306 (S. 275–348), der wegen der zunehmenden Ausbreitung der landwirtschaftlichen Kultivierungsarbeiten der ägyptischen Regierung bedauerlicherweise nicht mehr vollständig erschlossen werden konnte. Die in diesem Bau festgestellten über 70 Inschriften sind in der überwiegenden Mehrzahl koptisch und stammen vor allem von Besuchern des Kellions. Die arabischen Inschriften dürften dagegen nach Auflassung des Kellions von vorbeiziehenden Nomaden angebracht worden sein. Bei den Malereien handelt es sich um Darstellungen von Kreuzen, ornamentalen Nischen- und Bogenumrahmungen, vereinzelt Medallions und Tierbildern; letztere sind allerdings in der Mehrzahl nur einfache Strichzeichnungen.

Eingeschoben ist eine besondere Gruppe von 25 Gebäuden, die nicht von der MSAC, son-

dern wegen der notwendigen Anlage einer Eisenbahntrasse iJ. 1977 zwischenzeitlich vom ägyptischen Antikendienst freigelegt wurde, deren Aufnahme und Dokumentation später von der MSAC übernommen wurde (S. 195–274). Ihre Bearbeitung lag in den Händen von S. Favre, der als Nachbearbeiter aus verständlichen Gründen nicht die gleiche Dichte an Informationen aus dem Befund herauszuholen vermochte, wie das bei den von der MSAC selbst bearbeiteten Komplexen möglich war. Es fehlen daher auch alle Angaben zur Datierung, weil offenbar die dazu erforderlichen Befundbeobachtungen fehlten. Dennoch ist ihm eine überzeugende Darstellung gelungen.

Das archäologische Fundmaterial der Kampagnen, wozu die Keramikfunde und einige Glasreste gehören, wird in einem eigenen Kapitel von F. Bonnet dargeboten (S. 349–406). Es enthält einen typologisch geordneten und mit zahlreichen Zeichnungen illustrierten Katalog der angetroffenen Gefäßformen sowie eine Präsentation einiger als zusammengehörig erkannter Fundkomplexe. Dann folgt die Vorlage des inschriftlichen Materials, bestehend zunächst aus 192 Nummern, die P. Cherix 1977 in den von dem ägyptischen Antikendienst freigelegten Bauten gesammelt hat, sowie einer Auswahl von zwölf Inschriften aus den übrigen Eremitagen. Erstere enthalten auch einige historische Hinweise und berichten über Zusammenstöße zwischen Kopten und Moslems (Nr. 197) in den Jahren 727 und 732 und bieten Lebensdaten einiger Patriarchen (Nr. 201). Die Inschrift (Nr. 303), in der der Kaiser Justinian II (685/6 und 705/11) erwähnt ist, deutet darauf, daß das betreffende Kellion (wenigstens zeitweise) von chalkedonischen Mönchen bewohnt wurde. Ein Inventar aller in den Jahren 1982 und 1983 aufgenommenen Inschriften, nach Gebäuden und Positionen geordnet und rund 800 Einzelnummern umfassend, wurde von J. Partyka (S. 473–481) zusammengestellt. Daran schließen ähnlich aufgebaute Kataloge der aufgenommenen Malereien sowie eine Auswahl einiger ausführlicher besprochener Dekorationen von M. Rassart-Debergh (S. 492–505) an. Den Schluß bilden Bibliographien, verschiedene Abbildungs- und Tafelverzeichnisse sowie ein Inhaltsverzeichnis, das wie in vielen französischsprachigen Publikationen am Schluß untergebracht ist, und 30 Tafeln. Ein Index fehlt.

Das Buch ist eine sehr wertvolle Publikation. Wegen der Fülle des Materials und des begrüßenswerten Strebens, den Umfang nicht zu sehr auszudehnen, ist die Darstellung so knapp wie möglich gehalten. Der Text ist zumeist nur im Telegrammstil abgefaßt, aber dennoch voll verständlich, so daß keine Information verloren geht. Eine klare Gliederung und ein einheitlich durchgezogenes Nummerierungssystem helfen ferner, sich überall schnell zurechtzufinden. An Fußnoten und bibliographischen Querverweisen wurde hingegen nicht gespart, so daß dem Leser auf jeden Fall alle erforderlichen Informationen zur Verfügung stehen. Verschiedene immer wieder eingebaute Übersichten verhindern darüber hinaus, daß man sich in Einzelheiten verliert. Aufs ganze gesehen, ist das eine Darstellungsform, die selten angewendet wird, aber in Publikationen, bei denen es sich inhaltlich im wesentlichen um Materialvorlagen handelt, durchaus nachahmenswert ist. Trotz der Vielzahl der Autoren ist eine in sich geschlossene Publikation entstanden. Nur im Detail sind die Texte nicht immer vollständig aufeinander abgestimmt. Beispielsweise werden in der Beschreibung (S. 70) der Nordwand von Raum 5 (Oratorium) der Eremitage QR 233 in Übereinstimmung mit dem Plan drei Fenster erwähnt, die Innenbeschreibung desselben Raumes (S. 72) kennt nur noch ein Fenster mit einem darüber gemalten schematischen Kreuz (D 83/178), und in der Behandlung der Malereien (S. 497) ist dieses Fenster schließlich zu einer „*petite niche*“ geworden.

Trotz der Fülle des dargebotenen Materials und der erfreulich übersichtlichen Darstellung ist man jedoch als Leser nicht unbedingt in jeder Hinsicht zufriedengestellt. Auf den allen Beschreibungen beigefügten Plänen sind zwar jüngere Erweiterungen und in einigen Fällen auch der Abbruch ganzer Wände gekennzeichnet, doch ist denselben Plänen niemals zu entnehmen, an welchen Stellen nachträgliche Umarbeitungen vorgenommen wurden, wo z. B. Fenster, Nischen und Türen nachträglich in den Mauerverband eingelassen wurden. Wenn entsprechende Hinweise nicht im Text enthalten sind, bleibt dem Leser nur eigenes Spekulieren, dem durch Veränderung der Strichstärke leicht hätte abgeholfen werden können.

Während die Inschriften sehr ausführlich behandelt wurden, und zwar jeweils in Umschrift, fast immer auch als Faksimile sowie schließlich in großer Zahl nochmals in farbigen Photographien reproduziert sind, wurden die die Architektur betreffenden Details deutlich vernachlässigt.

Aufgenommen wurden nur ein paar belebtere Wandabschnitte und einige mit gemalten Ornamenten geschmückte Nischenfolgen. Dagegen gibt es kein einziges repräsentatives Photo über die Gestalt der Treppenanlagen, der Toiletten, Ausbildung der Dachentwässerung und der in allen Eremitagen mehrfach vorhandenen sog. *resserres*. Auch hätte man gern eine Vorstellung über das Aussehen der Türrahmungen und Türverschlüsse gehabt. Neben zahlreichen Wandnischen unterschiedlicher Funktion und Gestaltung werden zwei „niches monumentales en abside“ bzw. „à conqué“ erwähnt mit jeweils um eine niedrige Stufe erhöhten Bodenflächen. Die der Ostnische aus QR 533 (Raum 42/43) ragt beträchtlich in den Raum hinein (S. 267 Abb. 105), so daß bereits vor der eigentlichen Nische eine erhöhte Standfläche entsteht; in der Ostnische aus QR 131 (Raum 4) ist sogar ein Stumpf eines abgebrochenen Tischsockels enthalten (S. 213 Abb. 87), der in dieser Position nur zu einem Altar gehört haben kann. Auch für diese hätte man sich photographische Illustrationen gewünscht. Sehr zu kurz gekommen ist ferner die Ausbildung und Bemalung der verschiedenen aus den Lehmziegelwänden und -pfeilern herausmodellierten Säulenbasen und -kapitelle. Nur ein einziges Säulenpedestal wurde als Detailphoto reproduziert (Taf. 2,4). Es gibt jedoch eine erheblich größere Anzahl von Basistypen, deren Besonderheiten nur im Text gelegentlich erwähnt werden. Ebenso wurde nur ein einziges Kapitell einer zeichnerischen Abbildung (Abb. 307) mit summarischen Farbangaben im Text (S. 492) für würdig befunden. Im Tafelteil sind zwar auf mehreren Wandaufnahmen ein paar weitere Typen zu sehen, doch ist der Abbildungsmaßstab derart klein, daß Details nicht zu erkennen sind. Es leuchtet ein, daß in der als Materialvorlage nur eines Teilbereichs eines riesigen Gebietes gedachten Abschlußpublikation nicht über jede Einzelheit des Befundes auch eine Spezialstudie geboten werden kann, so sollte jedoch der Tafelteil über Befunde, die sich nicht mit wenigen Worten umschreiben lassen, etwas reichhaltiger gestaltet sein, zumal guten Gewissens auf eine nicht unbeträchtliche Zahl von farbigen Reproduktionen der Inschriften wegen Unschärfe und Kontrastmangel hätte verzichtet werden können (so bei Taf.: 24,7. 25,2.3. 26,4.7. 27,3.6. 28,3.7. 29,3.4. 30,2.4.5).

Eine statische Auswertung der Gebäudekomplexe und Räume in Bezug auf deren Gestaltung und Ausstattung wurde aus verständlichen Gründen unterlassen. Sie wäre im gegenwärtigen Stadium der Auswertung der Befunde verfrüht. Sonst hat die Arbeit als eine hervorragende vorbildliche Publikation zu gelten. Sie zeigt einen Weg, wie ein enorm umfangreicher archäologisch erschlossener Komplex mit zahllosen, sich allerdings auch ziemlich oft wiederholenden Einzelbefunden publikatorisch zu bewältigen ist.

Kairo

Peter Grossmann

John Moorhead, *Justinian*. London and New York, Longman 1994. IX, 201 p., 1 cartina.

L'A. è docente di storia a Queensland, in Australia. Che un libro simile venga prodotto in quel „nuovissimo“ Continente è motivo di compiacenza per la storiografia bizantina, anche se, per ipotesi tutt'altro che gratuita, non si conoscessero le istituzioni e le iniziative, di cui vi è oggetto da qualche decennio in qua la bizantinistica, probabilmente anche grazie alla presenza di una numerosa comunità di immigrati greci.

Questo volume si presenta come un'introduzione alla vita e all'opera complessiva di Giustiniano I (527—565). Si presenta ed è tale, sia pure a livello d'alta divulgazione.

Dopo alcune pagine introduttive (1—9), nel giro di sette capitoli si tracciano le linee essenziali dell'infanzia, gioventù e carriera di Giustiniano fino all'ascesa al trono succedendo a suo zio Giustino I (518—527); e poi si trattano la sua politica civile interna (soprattutto alla luce dell'opera legislativa e di codificazione) ed estera (verso la Persia, i Vandali d'Africa e i Goti d'Italia), per passare a quella religiosa (atteggiamenti verso cristiani e non cristiani, cattolici e non cattolici, verso il clero e i Papi) e poi ritornare alla politica estera praticata verso le nuove popolazioni «nordiche» che premevano sulle province illirico-danubiane. L'ultimo capitolo «End and Beyond» (pp. 163—188) è dedicato alla fase finale della vita di Giustiniano e a quanto sopravvisse e sopravvive della sua opera, non priva di «grandeur», come amava sottolineare Charles Diehl.

Nel corso di tale esposizione il M. ha modo di formulare molte ipotesi e di suggerire molte va-

lutazioni storiche, fondandosi sempre su fonti di prima mano e su studi moderni di riconosciuta serietà scientifica. La figura di Giustiniano ne esce, ovviamente, con luci ed ombre. Ma in ciò, bisogna riconoscere al M. un buon intuito e una felice capacità di sfumare opinioni vecchie e nuove, che spesso presentano «l'ultimo grande imperatore romano» in chiave o ingenuamente agiografica o arbitrariamente demonizzante. Il M., attraverso l'uso talora umoristico di meditati «understatements», vi rivela una libertà di giudizio, che vorremmo definire cordiale e suadente, ma che non lo trascina mai, come capita, ad esempio, a Steven Runciman, a forzare le fonti facendo dir loro — sia pure con effetti esilaranti — ciò che esse non dicono né esplicitamente né implicitamente.

Così il M. consegue uno scopo essenziale a un libro di vera divulgazione o introduzione scientifica: stimola il lettore ad altre letture o a ricerche di ulteriore approfondimento. A ciò aiuta molto la bibliografia sparsa lungo le note a piè di pagina, come pure quella «ragionata» delle pp. 189—191.

Va da sé che il M. da dovuto scegliere le sue citazioni e le sue indicazioni bibliografiche, forse anche per motivi di spazio. Sarebbe fuor di luogo richiedergli una completezza, a cui egli non poteva mirare. Perciò nessuna meraviglia se mancano titoli essenziali sia tra le fonti di prima mano (come ad esempio: *Le Lettere dei Papi* edita da A. Thiel e poi da O. Günther, le *Vite dei Santi di Palestina* di Cirillo di Scitopoli, ecc.) sia tra le pubblicazioni moderne (per esempio: il I fascicolo dei *Regestes des Actes du Patriarcat de Constantinople* composto da V. Grumel; i tre volumi *Das Konzil von Chalkedon*, editi da A. Grillmeier e H. Bacht e giunti alla 5ª edizione nel 1979; i tre volumi *Jesus der Christus im Glauben der Kirche* di Alois Grillmeier, che stanno per essere tradotti in varie lingue).

Roma

Carmelo Capizzi.

Johannes Niehoff-Panagiotidis, *Koine und Diglossie*. [Mediterranean Language and Culture Monograph Series, 10.] Wiesbaden, Harrassowitz 1994. IX, 646 S.

Es handelt sich um die publizierte Fassung der Tübinger Diss. (1992) des Verf.s, der mittlerweile Romanistik-Assistent in Freiburg (Br.) ist. Seine intensiven Studien, nicht zuletzt auch auf den Gebieten der Orientalistik, Romanistik und Vergleichenden Sprachwissenschaft, schlagen sich in diesem umfangreichen Band nieder.

Die Arbeit umfaßt außer Vorwort (2 S.) und Einleitung (25 S.) drei Hauptkapitel: I. Διγλωσσία (S. 27—193), II. Κοινή (195—518), III. Hochsprache und Vulgärsprache(n) im arabischen Sprachraum (519—599), weiter „Zusammenfassung u. Ausblick“ (600—611), ein Abkürzungsverzeichnis (zugleich Bibliographie, 612—617), eine „Synopsis in English“ (619—623) u. einen „Index Graecus“ (ab 625); auch ein „Index latinogermanicus“ wäre einem so dicken Buch gut bekommen — übrigens vermag ich nicht einzusehen, warum keine Suffixe u. Flexionsendungen in den griech. Index aufgenommen sind. Während die Kapp. II u. III ansprechend in eine Reihe von Subkapp. („Abschnitten“) gegliedert sind, wirkt I etwas monolithisch (I.1. Der Zustand des Griech. in der Kaiserzeit 27—106, I.2. Der Begriff „Diglossie“ 106—179, I.3. Konsequenzen 179—193). Im Inhaltsverzeichnis sind auf S. V die Anfangsseiten einiger (Sub)kapp. wie folgt zu korrigieren: II.5. 352, II.6. 434, II.7. 482, II.8. 504, III.519.

N.-P. unterscheidet streng zwischen schriftlicher u. mündlicher Koiné; er führt aus, daß alle Formen griechischer Hochsprache von der Kaiserzeit bis zur Καθαρεύουσα des 19./20. Jh.s auf jene schriftliche Koiné zurückgehen, soweit sie nicht ausgesprochen attizistisch ausgerichtet sind. Etwas zu scharf wendet er sich m. E. gegen den Terminus „mittelgriechisch“. Prinzipiell ist zwar zuzugeben, daß vom linguist. (diaphasisch-diastratischen) Befund her eine Zweiteilung („altgr.“: „neugr.“) für alle schriftlichen Hervorbringungen nach der klass. Antike am angemessensten ist. Andererseits gibt es doch aber in Subsystemen Stadien (z. B. ὁ Μορέας, τὸν Μορέα[v] bei gleichzeitigem Gen. τοῦ Μορέως) oder auch gewisse Sonderentwicklungen der mittelalterl. Volkssprache, die sich entweder nicht durchgesetzt haben oder seit dem 19. Jh. sprachlicher „Restaurierung“ gewichen, allenfalls noch mundartlich erhalten sind; ich denke, zumindest im Zusammenhang mittelalterlicher vulgärsprachlicher Spezifika wird man auf „mittelgriech.“ kaum

verzichten können. Als *Gesamt*-Benennung für gelehrte und volkssprachliche literarische Produkte des MAs sollte man freilich immer „byzantinisch(-griech.)“ gebrauchen — es bleibt mißlich, daß für die mittelalterl. Volkssprache nicht gut „alt-neugriechisch“ gesagt werden kann.

Eine wichtige Erkenntnis der Arbeit ist, daß die *mündliche* Koiné weniger einheitlich war als gemeinhin angenommen. Hier ist N.-P.s Vergleich mit dem Vulgärlatein lehrreich, von dessen früher vermuteter Einheitlichkeit neuere Forschungen ebenfalls weitgehend abgekommen sind. Mit Recht bricht der Verf. auch eine Lanze dafür, bei jeder Untersuchung zu attischer Komödie u. nachklassischer Sprachentwicklung auch die neugr. Mundarten mit heranzuziehen. Bes. für das Neukyprische (II.5.) leistet er bemerkenswerte Beiträge zur Permanenz altdialektaler Elemente in Phonetik u. Wortschatz. Störend wirkt allerdings in manchen Partien die hohe Zahl kleinerer Fehler — gerade wenn man tippen *läßt*, sollte bes. sorgfältig Korrektur gelesen werden.

Kleine Versehen, Tipp-/Druckfehler u. ä.:

S. VIII „byzantinistische ... Volkslit.“: byzantinische. 5.8 „Makedone(n)“ für die jüngste slav. Nation: um Verwechslung mit den antiken Makedonen auszuschließen, sollte das mod. Volk als (Slavo-)Makedonier bezeichnet werden, schließlich unterscheidet das Dt. auch zwischen Italikern u. Italienern, Hispaniern u. Spaniern etc. 29 u. öfter falsche Trennung des β, wofür N.-P. immer „ss“ schreibt: „mus-ste, Äus-serungen“; störend ein Fall wie 66 „Gros-sattisch“. 35A.30 „In der KNE sagt man heute εὐαγγέλιον mit /on/: die Standardform ist εὐαγγέλιο. 38.324.341: Für die von Beševliev herausgegebenen Inschriften ist „protobulgarisch“ zumind. in Anführungszeichen zu setzen, handelt es sich doch um von den Protobulgaren-Chanen veranlaßte Inschriften *griechischer* Sprache. 55 „Κίρκη εὐπλόκαμος“: εὐ-. 57A.103 „Od. 5. 432 πολύποδος“: πολυύ-. 59 „Εὐάγορας, ὕψάγορας“: -αγόρας. 64A.142 „μῦμῶ > μαιμού“ (scrib. μαῖμού) kaum richtig: μαῖμού kann sein /a/ nur von ar. māmūn haben. 65A.143 „Bei nicht-endbetonten /as/, /is/ ist der -δ-Plural Substandard ... oder auf ENN u. Spottnamen ... beschränkt“: genügt, was die -is-Klasse betrifft, nicht; hier bilden *alle* neueren Nomina den Pl. ungleichsilbig, darunter die vielen Berufsbezeichnungen auf -άρης u. -ιέρης (βαρκάρης, καροτσέρης) — bei Adj. ist -δ- sogar genusunterscheidend (τεμπέλης m.: τεμπέλες f.). 73A.174 „Erweichung der stimmlosen Okklusiva“: Sonorisation des st. Okklusivs. 92A.250 „Linguistique Fonctionnelle... Julliet“: L. Fonctionnelle... juillet. 93 „Zillacus“: Zilliacus. 96A.267 „Epikuräer“: -eer (< -ειος). 97A.277 „Βασίλειος Διγενῆς Ἀ., Ἀτῆναι“: Βασίλειος Διγενῆς Ἀ., Ἀθ. 100 „noch heute τὸ μέλι, τοῦ μέλιτος“: dieser Gen. nur metaphor. (μήνας / ταῖδι του μέλιτος), sonst μελιού. 119.296.645 „φθινός“: φθηνός. 121 „πρόκειται“: ἐ-. 133A.56 „poln. Włoszy“: Włoszy. 140A.67 „Byz. volkssprachl. Lit. ist bis ins 14. Jh. (Sachlikis) anonym“ übertrieben: man denke an Ptochoprodromos (problematisch) u. bes. Mich. Glykas. 141A.68 „Eusthathios... Eusthathius“: Eustathios. 142A.69 „Maurophrydis“: entw. Maurophrydes od. Mavrophrydis. 143A.70 (293.387.393) „non licet“: liquet. 160A.109 „Xanthuthidis“: -udidis. 169A.131 „Priličev“: Priličev. 186 „din tinte“: distincte. 188 „ngr. ἄλογο(v) ‚Pferd‘ gegenüber ... φάρασιν“: φάρας od. φάρι(v)? 190/1 (3×) „ῥωμέϊκα“: ρωμαϊκά. 201A.15 „Mich. Akuminatos“: Akom., doch dies überholt — der Bischof hieß Choniatas. 204 „Ἑλλήνων ... τοὺς Καρδοῦχος“: Ἑλλήνων ... Καρδοῦχος. 206A.40 (u. ö.) „Diphthong/Monophthongierung“: -phth-. 215 „τιλᾶω ... ist heute gemeingriechisch“: gewiß nicht. 216A.73 „προσώμημα“: προσώφ. 220 „ἐκδέρνω“: -δέρω. 229A.16a „Greusemann“: Grensemann. 238A.36 „Chaple Hill“: Chapel. 239A. „Andreotis“: Andriotis. 241A.39 „Lat. ... ἄρω“: Italienisch. 248 „Nom./Akk. Pl. der 2. Dekl. in -αις“: 1. Dekl. auf ... 252 „Ῥωμαῖοι ... ‚Griechen‘“: gemeint *hier* ‚Römer‘. 260A.35 „Olontos“: Ολῶς (Ολοῦς, heute Elúnda). 264 „Elision von ἀπό vor Kons. ... sehr verbreitet, man sagt ... ἀπ’ τὸν τεῖχο“: τοῖχο — es handelt sich um interkons. Ausfall des unbet. /u/ der ält. u. idiomat. Variante /apu/. 285A.32 „Vor dem Werk Caratzas‘ zum Tsakonischen... muss hingegen gewarnt werden“: das Buch beschließt sich nur mit der *Etymologie* des Ethnonyms, u. dies Urteil ist ungerecht. 297A.90 „Livissi in SO-Kleinasien“: SW-Kl. 307A.116 „civites Romani“: cives. 316 „Doppelkons. im Wortauslaut ... παπαῶς“ (Wort)anlaut. 324/5 „Nach der Jahrtausendwende ... bekommt das Griech. in etwa die Ausdehnung, die es heute hat“: um 1900 hatte. 333A.74 Der Nom. zu τῆς βελονός (mehr Korfú, nur z. T. Epirus) ist βελόνα, nicht -η. 335A.79a „σκυριακά“: σκυριανά. 347A.112 „Psycharis‘ Theorie, die Sprache der Ptochoprod. sei die allg. Umgangssprache jener Zeit und die Basis der ngr. Dialekte gewesen, ist damit überwunden“: Die Überwindung betrifft nur den 2. Punkt, nicht den 1.! 354 „erobern die Türken den wicht. Vorposten [Zypern] (1578)“: 1571. 357A.15 „Ἅγιος Τυχῶνας“: Τύχων(ας). 358 „κούρτης < court“: κούρτη < vlat. co(h)orte(m). 359A.24 (u. ö.) „Assizen“: -sen-. 360A.31 „peiorat. Beigeschmack des Suffixes -άρης“: -ιάρης. 365 (+A.50) „vizzín“: /vizzín/. 365 unten „ῶά ... /afko/“ gehört nicht zu den Beispielen mit palat. /w/. 365A.49 „Lefko“ (Lefkoşa) sagen heute nur die Türken, in gr. Mundart war der ON. endbetont. 367 [vɪ] ... nicht nur neuzy-

prisch, sondern KNE (s. etwa Andriotis, EA, s. v. μονούχος). 370.392 (+ A. 141d): ein Nachfolgeparadigma der -ε-Kontrakta existiert doch auch in der KNE, μορώ, -εῖς. 384 „μαντιάχος“: μαντί-. 397 „syntakt. Archaismus des heut. Kyprisch ist die ... Möglichkeit, den reinen Richtungsakkusativ ohne Präposition bei ONN zu verwenden“: πάω Γερμανία u. ä. kein Arch., sondern KNE-Substandard (bei einigen Appellativa Standard: πάω σπίτι/σχολείο). 397—416: benutzerunfreundlich wird hier von den §§ bei Thumb/Scherer ausgegangen, z. T. ohne Angaben zu deren Inhalt. 403 „αἶπολος ... βούκολος“: -όλος. 423 „τρέμιθος, ... als kypr. bezeugt, lautet heute noch so“: heute τριμίθιν (Andriotis, Nr. 5969). 424 A. 245b „Tsitsilis“: Tzitzilis. 443 A. 33: Die gr. Bevölkerung v. Imbros u. Tenedos wurde nicht „nach dem 1. Weltkrieg evakuiert“, sondern seit den 50er Jahren durch türk. Maßnahmen weitgehendst zur Emigration gezwungen (s. etwa D. Müller in *hellenika* 1993). 457 A. 81 „Etymologium Genium“: -icum Genium. 465 „reduplizier. Dialekte/Reduplikation“: geminier./Geminatio. 516 „die pont. Griechen der SU, denen Stalin eine eigene Schriftsprache aufgezwungen hatte“: Pontisch (u. Mariupolitan.) durfte in Presse u. Belletristik verwendet werden, Schulsprache war ausschließlich die Δημοτική (alles in vereinfachter Orthographie). 598 A. 44 „ein gewisser φρά Πέτρος Δαιονβουσών“: Pierre d'Aubusson, letzter bedeutender Großmeister der Johanniter auf Rhodos. 602 „Die vorhellenist. Gattungssprachen — die homer. für v. a. epische Poesie ... — bleiben bis tief ins 19. Jh. verfügbar“: übertrieben. 619—623 (Summary — so hier, S. VI „Synopsis“): Am Engl. überrascht hier manches, u. a. je 5 × „diglotic“ u. „developement“.

Nun, eine Anfängerarbeit soll man hinsichtlich kleinerer Schwächen nicht zu streng beurteilen. Dem begabten Verf. sei jedoch wärmstens empfohlen, bei künftigen Publikationen in den Einzelheiten mehr Sorgfalt walten zu lassen.

Das enorm fleißige u. mit erstaunlicher Kenntnis der Sekundärlit. abgefaßte Werk besitzt aus meiner Sicht *zwei Hauptvorzüge*, die es auf lange Zeit für alle Fragen, welche (nicht nur die griechische) Diglossie, Koiné u. Geschichte der neueren gr. Dialekte betreffen, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel machen dürften: 1) den überzeugenden Vergleich mit der arab. Diglossie, der deutlich über Fergusons Behandlung des Themas hinausgelangt, und 2) — für den Gräzisten wichtiger — die methodisch korrekte Lösung der alten Streitfrage über das Alter der ngr. Dialekte. Zu diesem 2. Punkt bedient sich N.-P. des treffenden Bildes der *Sanduhr*: Die Kontinuität der gr. Sprache seit dem Altertum im größeren Teil des Gebiets, auf dem sie noch um 1900 gesprochen wurde, führt ihn unter Berücksichtigung der altdialektalen Spuren in manchen ngr. Mundarten zu dem überzeugenden Schluß, die Buntheit der antiken Dialekte mit dem Oberteil eines Stundenglases zu vergleichen, die relativ (!) nivellierende mündliche Koiné mit dem engen Hals und die wieder stärker differenzierten neuen Mundarten mit dessen Untertheil. Soll heißen: Die modernen Mundarten gehen — ähnlich wie die romanischen aufs Vulgärlatein — im ganzen auf die gesprochene Koiné zurück, wobei aber eben auch sehr unterschiedlich starke Überbleibsel altgriechischer Dialekte manifest sind; das übliche Schema eines einheitlichen (Stamm)baums mit seinen Verästelungen reicht für die Darstellung der Verwandtschaft der neugriechischen Dialekte und Idiome nicht aus.

Leipzig

Günther S. Henrich

Joseph Patrich, *Sabas, Leader of Palaestian Monasticism. A Comparative Study in Eastern Monasticism. Fourth to Seventh Century*. Washington, D.C., Dumbarton Oaks Research Library and Collection 1994. XV, 420 p., con 80 illustraz. in bianco e nero, nel testo e fuori testo.

Di Santi che portino il nome di Saba se ne incontrano almeno tredici, e quasi tutti appartenenti all'area della cristianità bizantina o sotto influsso bizantino (cfr. *Bibliotheca Sanctorum* XI, 1968, coll. 521—536). Ma il più famoso, almeno per quanto riguarda la storia monastica ed ecclesiastica dei secc. V—VI e l'influsso esercitato nei tempi posteriori, è San Saba (439—532), monaco e archimandrita di molti monasteri in Palestina, il più importante dei quali fu la Grande Laura, da lui fondata (483) e tuttora fiorente, nota anche col nome di „Mar Saba“ (= San Saba).

Intorno a questa figura del monachesimo paleocristiano, da porre a fianco a quelle eminenti dei SS. Antonio abate, Pacomio, Apa Scenute, Basilio, Benedetto, ecc., gli studi non sono mancati, come si può notare già nelle segnalazioni bibliografiche raccolte in vari articoli enciclopedici; cfr. ad esempio H. Leclercq, s. v. *Palestine*, in *Dict. d'archéol. chrét. et de liturgie* XIII/1 (1937) 768—787; s. v. *Sabas*. ivi. XV/1 (1950) 189—211; M. Roncaglia, s. v. *Saba*, in *Enc. catt.* X (1953),

1505—1506; A. E. Mader, s. v. *Mar Saba*, in *Lex. f. Theol. u. Kirche*, VII (1962) 106; B. Kotter, s. v. *Sabas*, *hl.*, ivi, IX (1964), 186—187; A. Amore, s. v. *Saba fondatore della Grande Laura, santo*, in *Bibliotheca Sanctorum*, XI (1968), 533—535; G. Heydock, s. v. *Mar Saba*, in *Diz. degli Istit. di Perfezione* V (1979), 1016—1018. E' facile osservare che finora si è trattato o di studi settoriali su questa o quella vicenda di San Saba, su questo o quell'aspetto della sua complessa attività, oppure di accenni fugaci (nelle opere di indole generale) o di sintesi biografiche piuttosto ripetitive. Queste ultime sogliono esser desunte soprattutto o esclusivamente dalla fonte principale, che è la *Vita Sabae*, dovuta all'agiografo Cirillo di Scitopoli, monaco della Grande Laura, il quale scrisse, a un di presso, nel ventennio susseguente alla morte di San Saba (edizione tuttora migliore in E. Schwartz, *Kyrillos von Skythopolis* [= *Texte und Untersuchungen* 49,2], Leipzig 1939, pp. 85—200).

Ma non ricordiamo che su San Saba sia stata mai pubblicata una monografia ampia e sistematica, come questa del Patrich, professore all'Università di Giaffa; del resto, per aver conferma di questa lacuna, basta scorrere la sua vasta bibliografia (pp. 359—390).

Egli, come appare dalla prefazione (pp. XIII—XIV), lavorando in modo complementare al suo collega Yizhar Hirschfeld, si è dedicato per oltre un decennio all'esplorazione e studio archeologico degli insediamenti monastici della Palestina anteriore alla caduta sotto il dominio islamico (638). Il suo campo specifico è stato il deserto di Giuda, compreso tra Gerusalemme e il Mar morto, regione in cui si erano ritirati profeti del Vecchio Testamento, S. Giovanni Battista e lo stesso Gesù Cristo alla vigilia della sua vita pubblica. E' la regione dove si concentrò in gran parte l'opera di San Saba.

Sulla base delle sue esplorazioni e indagini archeologiche, integrate con lo studio delle fonti scritte (narrative, epigrafiche, giuridiche, ecc.), al Patrich è stato possibile comporre questo libro, che per più rispetti costituisce un'opera veramente originale. Egli stesso ne presenta una sintesi schematica nella Prefazione (pp. XIV—XV) e un'altra molto sostanziosa nella Conclusione (pp. 352—358). In breve, il volume, diviso materialmente in cinque parti, presenta tre blocchi ben distinti che corrispondono a tre gruppi di problemi diversi: I° un quadro storico introduttivo, entro il quale vanno inserite la vita e l'opera monastica ed ecclesiastica di San Saba (parte I, pp. 3—48); II° una ricostruzione minuziosa di tale opera considerando San Saba come fondatore e costruttore di laure e cenobi, come abate e legislatore monastico non esente da ostacoli e opposizioni, e infine come guida influente e decisiva («leader» ama ripetere il Patrich) della Chiesa palestinese durante il governo degli imperatori Anastasio I, Giustino I e Giustiniano (parti II, III, e IV, pp. 51—319); III° accenni sistematici agli abati successori di San Saba fino alla suaccennata conquista islamica di Gerusalemme, seguiti da una notevole sintesi storica della funzione culturale e talora policio-religiosa adempiuta dai monasteri di San Saba durante le polemiche origeniste in epoca giustiniana, le controversie del monergismo e monotelismo, le origini della questione del *Filioque*, e le lotte iconoclastiche (parte V, pp. 321—352). A chi non sia del tutto nuovo in questo settore di studi non riesce difficile indovinare dove siano le pagine più sostanziose e originali del Patrich.

Certo, nel primo blocco si segue con interesse lo schizzo storico che riguarda le varie aree geografiche ed epoche del monachesimo dell'Oriente cristiano: Egitto Inferiore, Medio e Superiore; Palestina, Siria occidentale ed orientale o mesopotamica; Asia Minore in genere, Cappadocia in particolare, Armenia e Persia. Il Patrich fa spaziare lo sguardo su un panorama chiaro, concreto, nel quale si sottolineano le tendenze e egli sviluppi delle varie forme di vita ascetico-anacoretica o ascetico-cenobitica: le forme che si sono attuate secondo gli ideali affascinanti e gli esempi contagiosi di padri del monachesimo cristiano, quali Antonio abate, Pacomio, Apa Sce-nute, Eustazio di Sebaste, Girolamo, Basilio di Cesarea, Ipazio di Rufiniane, Teodosio Cenobiarca, Eutimio, Alessandro Acemeta, Rabbula di Edessa, Giacomo di Nisibi, Marurta di Maipherqat e via dicendo.

San Saba, che fin da ragazzino visse in un monastero basiliano nelle vicinanze del suo paese e di Cesarca di Cappadocia ebbe modo di formarsi lentamente un'idea di tali tendenze e sviluppi, soprattutto quando, diciottenne, lasciò la Cappadocia e andò a stabilirsi in Palestina, da dove si allontanò solo per un breve periodo recandosi ad Alessandria d'Egitto. Le sue ulteriori esperienze cenobitiche vissute nei monasteri palestinesi di Passarione, di Teoctisto e di Eutimio, e quelle

eremitiche fatte nel deserto dei loro dintorni, lo indussero a scoprire e seguire la propria strada. Era una strada nuova. Alla sua ricostruzione e caratterizzazione il Patrich ha dedicato tutto il secondo blocco del suo volume — il più esteso ed importante.

San Saba scelse una forma di vita media tra eremitismo e cenobitismo, nella quale ai vantaggi spirituali di una grande austerità fatta di lavoro materiale e intellettuale, di costante meditazione e preghiera personale si univano quelli della vita in comune, che prevedeva, fra l'altro, ore di preghiera liturgica, compresa la celebrazione della *συναξίς* (Messa). Per quest'ultima i monaci si riunivano insieme ogni sabato e domenica e trascorrevano vegliando tutta la notte intermedia: tale veglia rappresentava un'innovazione originale di San Saba, la quale poi venne mantenuta fedelmente.

Allo scopo di poter riprodurre in se stessi questa forma di vita, di cui San Saba rappresentava un ideale vivente, reso famoso anche mediante i suoi poteri tamaturgici, i monaci che vennero a mettersi sotto la sua direzione furono centinaia e forse migliaia, anche se debba accogliersi con cautela qualche cifra dell'agiografo Cirillo.

Il genio di San Saba si rivelò proprio nel creare le strutture edilizie, le condizioni concrete di vita quotidiana e le regole adatte a questa folla di discepoli, che venivano a vivere in un deserto famoso e «santo» se altri mai, ma a poca distanza di una grande città, anche se era la Città Santa per eccellenza, e in uno dei periodi più vivaci e tempestosi della storia ecclesiastica in Palestina e nel resto dell'Impero bizantino. San Saba dava loro l'esempio di un impegno costante e fermo per l'ortodossia calcedoniana e per la difesa e promozione della libertà e degli interessi anche economici della Chiesa di Palestina, rappresentata dai patriarchi di Gerusalemme. Tale impegno lo indusse a intraprendere due celebri viaggi a Costantinopoli, alla corte di Anastasio I e di Giustino, e a organizzare manifestazioni politiche vere e proprie mettendosi a capo dei monaci propri e altrui.

Le pagine più originali del Patrich ci sembrano proprio quelle che egli scrive descrivendo minuziosamente ciò che Saba seppe creare ex-novo o perfezionare come costruttore, organizzatore, amministratore e legislatore di monasteri. Ci basti accennare che egli tra il 483 e il 531 fondò *quattro laure*, a cui se ne aggiunsero *altre tre* fondate da suoi discepoli sotto la sua vigilanza: le laure di Firmino, delle Torri e di Neelkarabà. A somiglianza della Grande Laura — la prima ad essere fondata da San Saba — ognuna di esse aveva un nucleo centrale di edifici (Chiesa comune o „katholikón“, sala delle riunioni, foresteria, biblioteca, refettorio, cucina, ecc.), verso cui gravitavano un numero variabile di romitori sparsi nei suoi dintorni. Le scoperte del Patrich evidenziano che tali romitori, spesso incavati nella roccia come grotte o spelonche, comprendevano più vani con cappelle o piccoli oratori annessi ed erano destinati non solo a un singolo monaco, ma spesso a un monaco anziano accompagnato da uno o più discepoli.

Ma, oltre alle laure, San Saba fondò *sei cenobi* o monasteri di vita comune, ai quali ne aggiunse un settimo il suo discepolo Severiano nel 514/15; senza dire poi che a Saba fu pure attribuita la «sovrintendenza» dei due antichi cenobi di Eutimio e di Teoctisto.

Questo complesso di laure e cenobi occupavano non soltanto le sponde dirupate della gola del Cedron e di altri torrenti, ma varie zone del deserto di Giuda, soprattutto l'interno del suo altipiano. Il Patrich ne ha studiato i siti e i resti archeologici a tappeto, palmo per palmo, come dimostrano le sue descrizioni, le sue misure e statistiche, le sue fotografie e specialmente i suoi disegni di spaccati, piante iconografiche, cartine topografiche, che ci danno una visione diretta — e spesso inedita — di come si articolassero i vari edifici «sub divo» o sotterranei, sia dei cenobi sia delle laure con lo sciame dei loro romitori.

La vita istituita da San Saba, anche per mezzo di regole scritte, nonostante la segregazione dal mondo, il silenzio e la preghiera, le astinenze e le penitenze, era una vita non *fuori* o *contro* la Chiesa, ma *dentro* e *per* la Chiesa. In breve San Saba vi si dimostra tributario del monachesimo «entusiastico» importato nella sua Asia Minore da Eustazio di Sebaste (300 ca–377), ma anche e soprattutto del monachesimo equilibrato e integrato nella comunità ecclesiale, al quale aveva dato vita e regole Basilio di Cesarea (330 ca–379). Ciò che San Saba tenne lontano dalle sue laure e dai suoi cenobi fu sia il lavoro eccessivo da azienda agricola o artigianale, tipico, ad esempio, dei monasteri di Pacomio e di Apa Scenute, sia gli eccessi individualistici di certe frange del monachesimo egiziano e di gran parte di quello siriano, dedito a mortificazioni bizzarre o „in-

naturali", come le chiama il Patrich. La stessa gerarchia della comunità monastica (ἡγούμενος, διοικητής, δευτεράριος, οἰκόνomos, τρίτος; οἰκιακός, ξενόδοχος, μάγειρος, καλλιγράφος ...) rivela una visione realistica della vita individuale e sociale, quell'equilibrio umano che conferisce consistenza e durata alle istituzioni in quanto permette di incarnare storicamente gli ideali che le hanno ispirate.

Questo equilibrio di San Saba, unito all'attività intellettuale promossa tra i suoi monaci, spiega i fatti ricostruiti nel terzo blocco del libro. Spiega, cioè, la lunga sopravvivenza delle sue istituzioni, specialmente della Grande Laura, malgrado le razzie, i saccheggi, le distruzioni e le stragi subite prima dai Saraceni al servizio dell'invasione persiana del 614 e poi, a varie riprese, da predoni o persecutori islamici (pp. 329—330). Ma spiega anche un fenomeno piuttosto raro in Oriente: la convivenza nello stesso monastero di confratelli greci, siriani e georgiani, che permise, fra l'altro, la fioritura di un'eccellente attività di traduzione di testi importanti. Spiega inoltre la grandezza di alcune personalità emerse tra i monaci «sabaiti» (Giovanni Damasceno, gli innografi Cosma e Stefano, gli scrittori Teodoro abu-Qurrah e Leonzio di Damasco), come pure l'influsso da loro esercitato nelle dispute e nelle lotte già accennate, per tacere dell'irradiazione avuta dalla «regola» di San Saba mediante la diffusione immensa del *Typikón* denominato da lui, benché spesso rielaborato da altri, come Sofronio di Gerusalemme, fin dal secolo VII. Esso fu adottato nel secolo IX da S. Teodoro Studita a Costantinopoli, nel secolo XI da S. Atanasio fondatore del monachesimo del Monte Athos, nel sec. XII/XIII da San Sava di Serbia. Riferendosi a studi recenti di N. Egenger, M. Arranz e R. Taft, il Patrich può affermare: «La redazione atonita del *Typikón* neo-sabaitico divenne la sintesi liturgica definitiva del rito bizantino e russo» (p. 358).

Sarebbe superfluo insistere sull'impegno scientifico esemplare dell'Autore, anche se tanti suoi capitoli, per necessità di cose, siano di carattere compilatorio. Non sarà superfluo invece sottolineare che egli fornisce al lettore una massa di dati nuovi — specialmente sul piano archeologico, topografico e geografico — che rendono più agevole la comprensione di tanti testi delle fonti letterarie, compresa la *Vita Sabae* di Cirillo. Sotto tale profilo, questo libro resterà indispensabile agli studiosi del monachesimo — ma anche del cristianesimo — in Palestina.

A nostro avviso il maggior rilievo critico da fare all'Autore è l'assenza di un accenno adeguato all'irradiazione di San Saba nell'Occidente latino attraverso il monastero romano che portò per secoli il nome di San Saba in Nova Cella. Anche se gli inizi del monastero siano incerti, è certo che esso verso la metà del sec. VII compare dedicato a San Saba e abitato da monaci di rito greco, d'origine probabilmente orientale. La sua chiesa/basilica, benché ricostruita e fortemente modificata, esiste tuttora sull'Aventino; e, oltre a mantenere la denominazione di San Saba, ci conserva, fra l'altro una raffigurazione del Fondatore della Grande Laura in un affresco del secolo XIII, di cui si ha una riproduzione fotografica nella *Encicl. catt.* X, 1506, e nella *Bibl. Sanctorum*, XI, 534. Oltre a tale riproduzione, i due articoli relativi (già citati sopra per esteso), a imitazione di quello analogo (anch'esso già citato) del Leclercq in *Dict. d'archéol. chrét. et de liturgie* XV/1, coll. 189—211, riferiscono una notevole bibliografia sul monastero e la chiesa di San Saba sull'Aventino, che il Patrich ignora, salvo il libro di G. Ferrari, *Early Roman Monasteries* ..., Città del Vaticano 1957, elencato nella bibliografia (p. 373).

Che l'Autore non ticordi neppure di sfuggita un fatto così macroscopico, pur ricordando anche due lavori di J. M. Sansterre sul monachesimo bizantino a Roma nel medioevo (p. 386), non desta molta sorpresa. Si nota che il Patrich non concede nessuno spazio al ruolo del Papato e di Roma nel trattare delle questioni calcedoniane, origeniste o iconoclaste; si limita a riservargli due accenni, piuttosto sbrigativi e generici, nella questione del monergismo (p. 348) e del *filioque* (p. 350). Pensiamo che una maggiore assimilazione di opere tuttora indispensabili, come l'*Histoire des Conciles* di C. J. Hefele nell'edizione francese di H. Leclercq e l'*Histoire du Bas-Empire* di E. Stein (ambedue citati dall'Autore, pp. 376 e 387), avrebbe indotto il Patrich a maggiore attenzione e a prospettive storiche più ampie ed oggettive.

Maggior cautela avremmo desiderato nel Patrich anche a proposito della dottrina del *filioque* nelle unioni di Lione (1274) e di Firenze (1439). I lunghi negoziati e dibattiti che prepararono i due eventi ricchi di promesse non permettono di asserire *sic et simpliciter* che quella dottrina fu «imposta ai Greci» (*was imposed on the Greeks*) come condizione dell'unione di corta durata (p. 350). Alla luce delle acquisizioni scientifiche esposte da studiosi della materia, come Burkhard

Roberg e Joseph Gill, tale asserzione si rivela d'origine semplicemente polemica e contraria alle fonti.

A questo rilievo potremmo aggiungerne altri di minor conto. Ci limitiamo a tre casi.

A p. 28 si afferma che Basilio di Cesarea, rientrato in Cappadocia e dandosi all'insegnamento, attraversò un periodo di ripensamento religioso e «fu battezzato di nuovo» (*he was baptised again*); per quanto ci consta, tale reiterazione di battesimo, allora già tutt'altro che facile e lecita, è ignota alle fonti; Basilio, già adulto nelle circostanze suaccennate, fu battezzato per la prima e ... l'ultima volta.

A p. 302 si definisce il *Typos di Anastasio* «un libello anticalcedoniano» (*an anti-chalcedonian pamphlet*); ma a leggerne attentamente i frammenti superstiti e le notizie che ne danno le fonti, si comprende subito che quel *Typos*, redatto in 77 capitoletti da Severo di Antiochia verso la fine del 511 su commissione di Anatasio I, non era un libello, ma un «simbolo di fede», una «confessione» col rifiuto esplicito del Concilio di Calcedonia, approvata da un sinodo locale, di cui l'imperatore voleva servirsi per mettere con le spalle al muro gli enoticiisti filocalcedoniani, come il patriarca Flaviano II di Antiochia ed Elia di Gerusalemme, difeso da San Saba (cfr. C. Capizzi, *L'imperatore Anastasio I (491-518)*, Roma 1969, pp. 63 e 116-118).

A p. 308 si dà per ovvio che Anastasio I nel 518 fosse nel suo 88° anno d'età; ciò implica che egli nella tarda serata del 9 luglio 518 sarebbe morto all'età di 90 anni. Questa cronologia si appoggia soltanto al cronista Malala, che fa morire Anastasio I a 90 anni e 5 mesi d'età; ma fonti più autorevoli, come Teodoro Lettore e Marcellino Conte, lo fanno morire verso gli 88 anni, dopo un regno di 27 anni e 3 mesi (esattamente: 27 anni, 2 mesi e 29 giorni; cfr. C. Capizzi, *op. cit.*, 258-261).

Potremo continuare; soprattutto se ci mettessimo a segnalare qualche svista ortografica, sfuggita anche nelle lunghe ed accurate liste bibliografiche. Ma va da sé che non sono simili difetti a farci dimenticare i grandi pregi e meriti di un libro come questo, il quale, oltre tutto, si presenta in splendida veste tipografica, come vuole la tradizione del Dumbarton Oaks Center.

Roma

Carmelo Capizzi

Michaelis Pselli Orationes hagiographicae. Ed. Elizabeth A. Fisher, Stuttgart und Leipzig. Teubner 1994. XXV, 382 S.

Rispetto ad altri volumi Teubneriani di Psello, l'edizione delle *Orationes hagiographicae* di Elizabeth Fisher ha il pregio di essere più approfondita, più ricca e, inoltre, più accurata in tutte le sue componenti primarie: prefazione, apparati, *argumenta* e indici contengono infatti tutte le informazioni necessarie per una più agevole consultazione del volume, nonché per avviare ulteriori e più capillari indagini sui testi in esso editi.

Il volume comprende le otto *orr.* che seguono:

1) *Vita Auxentii*: divisa in tre libri,¹ costituisce il pezzo più esteso (pp. 1-94). Di Ausenzio santo ed eremita di origine siriana, vissuto nel V secolo ci restano altre quattro *Vitae* (edite integralmente o in parte), tutte di autore incerto, delle quali F. mostra di avere tenuto opportunamente conto per la sua edizione (v. p. 6 in *app.*).

2) *Or. in Salutationem deiparae* (pp. 95-113), omelia sull'Annunciazione.

3) *Or. in Crucifixionem*, divisa in due libri² (pp. 114-198).

4) *Or. de miraculo in Blachernais patrato* (pp. 199-229). Commissionata a Psello dall'imperatore Michele VII Duca, celebra unica delle otto *orr.* un fatto di stretta attualità: il duplice miracolo avvenuto nella chiesa costantinopolitana delle Blacherne nel luglio 1075.

5) *Or. in archangelum Michaellem* (pp. 230-256): descrive una serie di miracoli attribuiti

¹ Nell'*editio princeps* di P.-P. Joannou (Wiesbaden 1971) non vi è traccia di una siffatta divisione in tre libri.

² Nell'*editio princeps* di P. Gautier (REB 49, 1991, 254-66) non vi è traccia di una siffatta divisione in due libri.

all'arcangelo Michele, avvenuti in una chiesa della Galazia fondata dall'imperatore Eraclio nel 628 e situata nei pressi del fiume Siberis.

6) *Or. in Praesentationem deiparae* (pp. 257–266) tratta l'episodio della presentazione di Maria bambina al Tempio, del quale è per noi fonte primaria il *Protovangelo di Giacomo*.

7) *Or. in sanctum Symeonem Metaphrastem* (pp. 267–288): propriamente, un encomio del più celebre degli agiografi greci.

8) *Or. in Decollationem Ioannis Baptistae* (pp. 289–323): inclusa nel volume anche se quasi certamente non pselliana (v. *Praef.*, pp. XV–XVI).

Nessuna delle orazioni comprese nel volume risultava fino ad oggi inedita, ma l'edizione di F. ha il pregio di essere stata condotta anche sulla scorta di testimoni mss. qui compulsati per la prima volta (v. *Praef.*, p. VII).

Nella *Praefatio* (pp. VII–XIX) F. descrive in modo essenziale, ma accurato, i codici più importanti (che sono, di fatto, la quasi totalità dei mss. da lei utilizzati), segnalando tutta la bibliografia di riferimento desiderata *in primis* i cataloghi dei manoscritti con la dovuta chiarezza e la necessaria completezza di dati. Per ogni *or.* F. opera una valutazione comparativa dei testimoni, cercando ove possibile di individuare il *codex optimus* e delineando tutte le parentele accertabili. Nei casi più complessi (*orr.* 1 e 2) F. viene a proporre anche uno *stemma* con argomentazioni di norma persuasive e ben ponderate; in qualche sporadico caso, peraltro, sarà lecito dissentire. A proposito dell' *or.* 1, ad es., si legge che a B,132 il ms. «1 in margine ... contaminationem monstrat» (p. X). Il testo stampato recita: «οὐ τῷ βρέφει ἀναθετέον, ὡ παρόντες» ἔφη «τὴν αἰτίαν τοῦ πράγματος» κτλ.; in apparato si legge: ἔφη om. n s add. post αἰτίαν mg. l (dal che si conclude che hanno ἔφη *in textu* i soli mss. V c). Ora, da un fatto così minimo non mi pare possibile dedurre una *contaminatio codicum*: più semplicemente, il copista di l può avere in un primo tempo ommesso ἔφη per una mera distrazione e averlo successivamente aggiunto a margine dopo una rilettera del suo antigrafo.

La *Praefatio* si chiude con una utile tabella, nella quale vengono distinti con chiarezza i mss. utilizzati dai precedenti editori da quelli compulsati per la prima volta da F. (*Usus codicum*, p. XVII), seguita dalla consueta esplicazione della *ratio* che ha guidato l'edizione (pp. XVII–XIX). F. ha opportunamente evitato di appesantire l'apparato, escludendo da esso tutte le più comuni mende dovute ai copisti. Per comodità ha uniformato l'accentazione *Atticas ad regulas*, ma per il resto ha seguito e riprodotto l'*usus codicum* tanto sul piano ortografico quanto su quello morfologico, astenendosi perciò giustamente dal normalizzare secondo le regole del greco classico le peculiarità consolidate della lingua bizantina; fa parzialmente eccezione il caso dei ppf. senza aumento, a proposito dei quali F. tiene un atteggiamento meno conservativo, ma forse senza necessità: v. *infra*, ad *or.* 1 B,58–59.

Alla *Praefatio* fanno seguito due elenchi: quello delle precedenti edizioni delle otto *orr.* (*Conspectus editionum*, pp. XX–XXI) e quello inusuale, ma assai utile delle traduzioni (*Conspectus versionum*, pp. XXI–XXII). Per quanto riguarda invece le edizioni dei testi pselliani e non citati da F. nell'apparato delle fonti e dei luoghi paralleli, esse vengono segnalate nell' *Index locorum*.³ Accurato l'elenco dei *Sigla* (pp. XXIII–XXV), dove non sarebbe stato peraltro inutile aggiungere l'indicazione delle *orr.* tradite rispettivamente da ciascun manoscritto.

Per quanto riguarda la *constitutio textus*, F. tende in linea di principio a mantenere la lezione offerta dai mss., limitando gli interventi sul testo all'essenziale. Tali restauri, peraltro, potevano essere forse ulteriormente ridotti, come induce a concludere un più attento esame dei passi che seguono.

Or. 1 A, 197–198: ... (Αὐξέντιος) διατροφῆς μὲν τοσαύταις [Fisher: ταῖς codd.] ὅσαι τὴν χρεῖαν πληροῦσιν ἤρκετο τοῦ σώματος. Il ritocco di F. non mi pare necessario, perché ταῖς può rientrare tra i casi invero ricorrenti, soprattutto nel nesso art. + ὅσος di *articulus pro pronomine determinativo*: cfr. Phot. *Epist.* 1,604–605 Laourdas-Westerink (... ἡ τύραννος ἐραστῆς τῶν

δσα τῷ πλησίον ὑπάρχει γινόμενος); Areth. *Scripta minora*, I, p. 83,80 Westerink (τὰ κάλλη τῶν οἷς ἐνηγώνισται κατοπτρεύει), etc.⁴

ib. A,204—205: ... ἀποκρύπτειν βουλόμενος (scil. Αὐξέντιος), ὅτι μονοχίτων τε εἶη καὶ πρὸς τοὺς ἐξαισίους διακαρτεροῖη [Fisher: διακαρτερεῖ codd.] τῶν κρυμῶν. La *variatio* εἶη / διακαρτερεῖ costituisce un esempio di *mixtio modorum* che trova svariati paralleli nella prosa di Psello: cfr., e. g., *Or. pan.* 9,13—14 Dennis: ἀλλ' εἰ μὲν εἰς ἀνατολὰς ἀναδράμοι καὶ τὰ ἐκείσε ἱστορήσει σοι τρόπαια, κτλ.

ib. B,58—59: ... ὁ δὲ ἄρα καὶ πληγαῖς τὰ μέλη κατεδεδάπνητο [Fisher: καταδεδάπνητο Vc Is: κατεδάπνητο n]. A proposito dei ppf. senza aumento F. (se interpreto bene la sua *ratio*: v. *Praef.*, p. XVIII) segue questo principio: se tutti i mss. hanno la forma senza aumento, F. la mantiene (cfr. πεπίστευτο [*or.* I A,125], κατακεκόσμητο [*or.* 6,80], etc.); se invece come nel passo in esame anche un solo ms. si distacca dal gruppo offrendo una *vox nihili*, mentre tutti gli altri presentano la forma senza aumento, in questi casi F. anziché accogliere la lezione offerta dalla *maior pars codicum* interviene sul testo normalizzandolo (cfr. *or.* I A,283—284; 324; 348; B,59, e così via). Ora, visto che il ppf. senza aumento è un fatto morfologico comunissimo non solo nelle *Or. hag.*, ma in tutta la prosa di Psello, credo che nel nostro passo si possa senz'altro accettare la lez. καταδεδάπνητο di VcIs; tanto più che l'impossibile κατεδάπνητο di n si può spiegare (non solo, ma certo anche) proprio come uno scempiamento di quella lezione: καταδεδάπνητο > κατ(αδ)εδάπνητο > κατεδάπνητο. Lo stesso discorso vale per tutti i casi analoghi: in *or.* I A,348, ad es., non occorre correggere in διεσέσωστο la lez. διασέσωστο offerta da quattro mss. su cinque (Vcns), dalla quale può ben essersi prodotto διέσωστο (< δι(α)σέσωστο) di I.⁵

L'*apparatus fontium et locorum parallelorum* è abbastanza nutrito, anche se come è ovvio ulteriormente incrementabile: nel caso di un grande erudito come Psello, infatti, le allusioni e i richiami (sovente ben mascherati) possono emergere ad ogni passo. Così, è possibile che il dolce e sereno sorriso con cui Aussenzio accompagna le proprie risposte si configuri come un tratto mutuato dal Socrate platonico, in particolare da quello del *Fedone*: si confronti *Or.* I A,236 ('Ο δὲ ἱλαρῷ τῷ προσώπῳ ἐπιμειδιάσας κτλ.), 253—254 (τούτων ἀκούσας ὁ θεῖος Αὐξέντιος, χαρίεν τε καὶ ἡδὺ μειδιάσας, ὥσπερ εἰώθει, κτλ.) e 261—262 (... ἡρέμα καὶ πράως τοῦ πεπονθότος διεπυνθάνετο, κτλ.) con Plat. *Phaed.* 84d (Καὶ ὃς [i. e. Σωκράτης] ἀκούσας ἐγέλασέ τε ἡρέμα καὶ φησιν κτλ.), 86d (Διαβλέψας οὖν ὁ Σωκράτης, ὥσπερ τὰ πολλὰ εἰώθει, καὶ μειδιάσας, ... ἔφη κτλ.) e 115 c (Γελάσας δὲ ἅμα ἡσυχῇ καὶ πρὸς ἡμᾶς ἀποβλέψας εἶπεν κτλ.).

Or. 5,140: segnale che il non comune aggettivo ἀμειγαλῶγτος ricorre anche in *Or. pan.* 9,5 Dennis.

Passo ora ad alcune osservazioni di varia natura, concernenti soprattutto l'*or.* 1.

Or. I A,130—132: ... ἀνὴρ τις, Ἰωάννης ὀνομαζόμενος, ... εἰστίκει ... ἐπὶ τινος ἀρραγοῦς πέτρας κτλ. In un passo di Cirillo di Alessandria (*Comm. in Is.* 3,3 [PG 70, 701 B]) si legge: πέτραν ἐν τούτοις ἡμῖν τὴν ἀρραγὴ καὶ ἄθραυστον τοῦ Σωτῆρος δύναμιν ὀνομάζει. Già G. W. H. Lampe guardava con sospetto l'inusitato ἀρραγής (v. *PGL* s. v.), al punto che nei successivi *Addenda et Corrigenda* veniva a classificare *tout court* tale aggettivo come un «error for ἀρραγής»; il passo pselliano (anche se in esso propriamente ἀρραγής è riferito a πέτρα e non a δύναμις come in Cirillo) costituisce credo un utile parallelo a sostegno del restauro di Lampe.

ib. A,265—268: occorre interrompere «... διατί ... ὀρᾷς;», κτλ.

ib. B,37—38: ὥς δὲ καὶ αὐθις δισχυρίζετο καὶ πρὸς τὴν ἀνάγκην ἀντεβιάζοντο [V: ἀντεβιάζετο cIn s] κτλ. Mi pare che la variante offerta dalla *maior pars* dei mss. sia da preferirsi, perché oltre a soddisfare pienamente il senso non comporta un brusco cambio di soggetto. Aussenzio ri-

⁴ Per Fozio v. anche *Epist.* 228,157 L.-W.; per Areta rimando ai numerosi esempi — sia con ὅσος sia con ὅς — elencati da Westerink nell'*Index grammaticus* della sua edizione degli *Scripta minora* (vol. II, p. 274).

⁵ Egualmente non necessario, a mio giudizio, un ritocco come ἀπολώλης *pro* ἀπολώλεις (*or.* I B,155), forma ineccepibile di ppf. di ἀπόλλυμι tramandata da VcIs (ἀπολώλεις male s). Noto che Ioannou stampa ἀπολώλεις senza dare indicazioni di sorta in apparato.

badiva la sua ferma intenzione (δυσχυρίζετο) di non recarsi al sinodo e si opponeva con forza (ἀντεβιάζετο) alla ἀνάγκη alla quale l'imperatore Marciano aveva deciso di fare ricorso nei suoi confronti: ὁ βασιλεὺς ἐπὶ τὴν ἀνάγκην ἐτράπετο (*supra*, 33–34).

ib. B,80–84: ... οἱ ἀπάγοντες τὸν μακάριον ..., ἀμάξη βόας ὑποζυγώσαντες, [c1s n: ἐπιζυγώσαντες V] ἐπ' αὐτῆς ἔθεσαν τὸν Αὐξέντιον ... οἱ δὲ βόες ἐπεζεύχθησαν [V n: ὑπεζεύχθησαν c1s] μὲν κτλ. La giusta opzione per ὑποζυγώσαντες a 82 consigliava di preferire ὑπεζεύχθησαν (con Ioannou) anche a 84.

ib. B,130–131: τούτῳ τὸν ὀφθαλμὸν ἐπὶ πολὺ προσχών ὁ Αὐξέντιος, κτλ.; *infra*, B,436–437: ... (ὁ Αὐξέντιος) προσχών ... τοῖς ἐκτεθεῖσι, κτλ. In entrambi i casi mi pare che προσχών vada inteso (o *tout court* emendato) προσ(σ)χών; cfr. anche B,413–414: ... ὁ βασιλεὺς τοῖς γεγραμμένοις προσέσχε.

ib. B,365–366: ... ἐκεῖνος [i. e. Νεστόριος] τὸν ἀριθμὸν τεθείς, κτλ. Correggerei τιθείς: anche la traduzione di Ioannou che pure conserva il testo trádito («et lui, tout en admettant le nombre») presuppone tale ritocco.

ib. Γ,675: κάμπτεται τοιγαροῦν γήρεα [l: γήρει V c n s] καὶ νόσω. La pozionalità della v. l. γήρει (forma ricollegata ad un inattestato nom. γήρος: v. *LSJ*, s. v. γήρος) è confermata da un precedente luogo della stessa *or.* (B,55), dove tutti i codici tramandano γήρει. Questa stessa forma, inoltre, ricorre altrove in Psello (ad es. in *Ep.* 45, p. 77,11 Kurtz-Drexel) e si incontra anche in altri autori, come pure nel greco biblico (*Gen.* 15,15; *Luc.* 1,36).⁶

Or. 4,223: ἐπιβόλως. Poiché nell'app. si legge nell'ordine ἐπιβόλως Fisher ἐπιβόλως V ἐπιβούλως u, nel testo ci saremmo aspettati di trovare il ritocco ἐπιβόλως proposto da F.

Or. *8,4–5: Λύει κάμοι τὴν γλῶσσαν ὁ βαπτιστὴς οὐχ ἦττον τῆς πατρώας ἐνησχημένην κτλ. Forse occorre il restauro minimo ἐνισχημένην.

All'elenco degli *Initia* (p. 324) fa seguito l'*Index locorum* (pp. 325–345) primo dei tre *Indices* che chiudono degnamente il volume nel quale F. registra (non sempre, ma spesso) anche le edizioni di cui si è servita. Occorre peraltro puntualizzare che tali edizioni risultano talora irrimediabilmente antichate, e che curiosamente ciò avviene talvolta proprio nel caso di opere di Psello. Così, per il trattatello Περί ὠμοπλατοσκοπίας καὶ οἰωνοσκοπίας viene indicata l'edizione di R. Hercher (*Philologus* 8 1853 166–168) anziché quella di J. M. Duffy pubblicata in *Philosophica minora*, I, Leipzig (Teubner) 1992 113–115 [= *op.* 33], sebbene F. citi esplicitamente il lavoro di Duffy per altri opuscoli pselliani; egualmente, per il *De operatione daemonum* (che F. considera spurio) l'edizione della *PG* è oggi nettamente superata da quella di P. Gautier (*REB* 38 1980 133–177); per la *Oratio in Michaellem Cerularium*, invece, F. segue l'ediz. di E. Kurtz–F. Drexel, perché non ha fatto evidentemente in tempo a servirsi dell'ediz. Teubneriana di G. T. Dennis (*Michaelis Pselli Orationes forenses et acta*, Leipzig 1994). Venendo ad altri autori, per i frammenti del commediografo Alessi disponiamo adesso dell'edizione di R. Kassel–C. Austin, *PCC*, II, Berlin 1991; per il trattato *Contra Eunomium* di Basilio l'ediz. della *PG* ha ora ceduto il passo a quella di B. Sesboué e G.-M. de Durand, Paris 1982 (*SChr* 299); per le *Vitae sophistarum* di Eunapio l'ediz. oggi comunemente usata è quella di G. Giangrande (Roma 1956).

All'*Index locorum* tengono dietro l'*Index nominum* (pp. 345–350) e l'*Index verborum* (pp. 351–382). Come negli altri volumi Teubneriani di Psello, questo terzo e ultimo *Index* è più precisamente un semplice *delectus verborum*, anche se lodevolmente più ampio rispetto al *trend* usuale. La *ratio* della selezione non è però del tutto chiara, giacché F. ha incluso nell'*Index verborum* termini comunissimi (come ad es. βασιλεὺς, ἥλιος, κύων e simili), mentre ha ommesso voci assai meno usuali, come διαμφιβάλλω (*or.* I B,345), καταπειθής (*or.* I A,290), χρεωστέω (*or.* I Γ,674–675) *et al.* Egualmente, anche il criterio di lemmatizzazione per aggettivi e avverbi non risulta del tutto perspicuo. Quanto agli aggettivi, pare di capire che siano registrati *tout court* al grado comparativo e superlativo (v. τηλαυνέστερος, μονώτατος, etc.) solo nei casi in cui non vi siano (oppure a F. non interessi segnalare) occorrenze al grado positivo. Per quanto riguarda gli avverbi, se sono registrate anche le occorrenze dell'aggettivo corrispondente, l'avverbio viene in-

globato sotto l'aggettivo (v. ἀνεπαισθήτως s. v. ἀνεπαίσθητος); se invece occorrenze del genere non esistono (oppure esistono, ma non vengono registrate) F. si comporta in modo oscillante: θαγωγικῶς e πομπικώτερον, ad es., vengono lemmatizzati sotto gli aggettivi corrispondenti θαγωγικός e πομπικός, mentre βακχικώτερον e παρεκβατικώτερον sono invece inopinatamente lemmatizzati *tout court* in questa forma e non come ci aspetteremmo sotto gli aggettivi βακχικός e παρεκβατικός. Inopportuna, infine, l'esclusione di ἀποτόμως (or. 1 B,72).

In conclusione, dobbiamo essere grati a F. per avere pubblicato un insieme di testi impegnativi come le *Orationes hagiographicae* di Psello. La sua edizione ha certamente le credenziali per imporsi e divenire canonica, soprattutto se F. vorrà per prima cosa eliminare in una prossima ristampa o riedizione del vol. tutti i refusi, le piccole imprecisioni e le sviste (in particolare, nell'uso della lingua latina, che non appare sempre impeccabile),⁷ che tolgono pregio alla sua edizione. E' dunque esclusivamente con spirito costruttivo che elenco qui di seguito tutte le imperfezioni, minori o minime, riscontrate nel corso della mia lettura; di esse (salvo diversa indicazione) fornisco *tout court* la versione corretta.⁸

A) *Praefatio*. XII, n. 22: Athenis. XVI, n. 34: pp. 436, 687—688. *ib.*, n. 35: manuscriptorum. *ib.*, n. 38: P. Lambecius. XIX,9: Scribebam civitate Washingtoniensi (non Washingtonii: cfr. le edizioni Teubneriane di *Orationes panegyricae* e di *Orationes forenses et acta* di Psello curate da G. T. Dennis, 1994).

B) *Orationes (Argumenta)*. 2,27: duas feminas? 3,10: Theophilum. *ib.*, 11: positus. *ib.*, 15: Isidorum. 4,12: reversus. *ib.*, 17: Eutychemque. *ib.*, 26: docens. *ib.*, ultimo r.: suppeditationem. 5,2: Basilium. *ib.*, 9: animadverterunt. *ib.*, 5 d. b.: vicinia. 96,3: asseverantes. 114,13: ceciderint. 116,3: descendentibus. *ib.*, 4: ascendentibus. 199,18—19: appellaverunt. *ib.*, 21: ostentatis (vel ostentis). 230,10: rediens (non redeuns!). *ib.*, 11: Chosroe. 267,8: gente. *ib.*, 11: Aristotelicorum. 268,5: utitur. 289,16: praestitit.

C) *Orationes (Apparatus fontium et locorum parallelorum)*. Or. 1 A,276—280: eliminare l'ultima parentesi tonda. Or. 2,208—209: Officium vesperum. *ib.*, *infra*: aliis in occasionibus? Or. 3 A,238—242 (= *Index locorum*, p. 330): Darrouzès. Or. 5,140: Sathas V,385, 15—16 *ib.* 170: cfr. R. Cantarella, Basilio Minimo etc. *ib.*, 234—240: Niceph. Sceuphyllax (v. *Index locorum*). Or. *8, 216—218: describit Lucianus etc.

D) *Orationes (Apparatus criticus)*. Or. 2,40—41: κατελήλυθε.

E) *Index locorum*. 335 (Vita s. Theodori Sykeotis): Festugière.

F) *Index nominum*. 346: Ἀμφιάρεως (non Ἀμφιάραος), perché nel testo (4,357) il nome ricorre in questa forma. *ib.*: Ἄννα (non Ἄννη) mater deiparae. 348: Ἰωάννης Baptista (non Baptistus). *ib.*: Κύρος. *ib.*: Λέων Μάνδαλος spatharius. 349: Μῆδος. *ib.*: Πάρθοι. 350: Ὑστάσπη. *ib.*: Φρυγία.

G) *Index verborum*. 352: ἀνός. 354: ἀξιεπαινετώτερον (vel potius ἀξιεπαίνετος). *ib.*: ἀόριστος. 356: ἄσιτος. *ib.*: ἄσκησις. 358: βουνός: più appropriato nell'*Index nominum* (cfr. or. 1 A,2 e *app.*). *ib.*: βρώσις. *ib.*: γαλήνη. 363: ἐπιβίω. 364: εὐώνυμος. *ib.*: ἐφιππος. 365: ἤλεκτρον. 367: καταμωκάομαι. 370: μάρτυς. *ib.*: μέλι. *ib.* μαιφονέω. 371: F. lemmatizza μύλος, secondo l'accentazione invalsa, ma nel testo leggiamo due volte μύλος (4,168 e 177). *ib.* νόθος. 372: ὄρθρος (matutinus): «matins» non è immediatamente percepibile per chi non è anglofono. 373: περατώ. 374: πεττός... lusorius. 377: σπλάγγνον. 379: τιθηνέομαι 1 B,126.

Genova

Claudio Bevegni

⁷ Ad es., non riesco del tutto a spiegarmi il valore con cui F. impiega spesso *tamen* (forse come equivalente di *autem*? Cfr. p. XVIII,8, 10 e 29, etc.); non so, poi, per quale motivo F. preferisca un ablativo come *colophonte* (p. IX,1—2, 8—9 e 12; p. XIII,1 d.b.) all'atteso *colophone*; né paiono necessarie arditezze come *ad ascete vivendum* (p. 3,4 d.b.).

⁸ Aggiungo inoltre (come ha già osservato A. Garzya nella sua recensione al vol. comparsa su Koinonia 18 1994/2 222) che per agevolare la consultazione del vol. sarebbe stato bene indicare nelle testatine — accanto al titolo delle *orr.* — anche il rispettivo numero d'ordine di esse. Non segnalo invece i numerosi casi di parole divise in modo improprio, come ad es. ἀκ — ούσας (for. 1 A,31 e 32), κεχί — νεύουσαι (for. 1 B,674—675), ἐκ — ούφισε (or. 5,73—74), etc.

Radivoj Radič, *Време Јована V Палеолога (1332–1391)*. Beograd, Српска Акад. Наука 1993. 511 S.

Dem byzantinischen Basileus mit der längsten Regierungszeit, Johannes V. Palaiologos (1341–1391) gebührt längst eine ausführliche Monographie. Das jüngst veröffentlichte Buch des jungen Byzantinisten R. Radič füllt einerseits die ernsthafte Lücke in den bisherigen Forschungen über das „byzantinische 14. Jahrhundert“, andererseits stellt es eine Zusammenfassung der riesigen Menge von Quellen und Forschungen zu einzelnen Fragen dar.

Das zu rezensierende Buch läßt einen der Vertreter der „Belgrader byzantologischen Schule“ im hellsten Licht erscheinen. R. Radič hat sich die Mühe gegeben, die interessante Persönlichkeit des byzantinischen Kaisers vor dem Hintergrund der Ereignisse in Europa und auf der Balkanhalbinsel darzustellen und durch seine Tätigkeit den Lauf der Geschichte Südosteuropas zu erklären. Er zeigt ausgezeichnete und eingehende Kenntnis der veröffentlichten Quellen (außerhalb seiner Aufmerksamkeit bleiben vorwiegend Dokumente aus den Archiven von Venedig und Genua, die nicht publiziert oder nur teilweise benützt worden sind); er behandelt die bisherigen Forschungen gewissenhaft und kritisch. Durch eine erfolgreiche Analyse des Quellenmaterials ist es ihm gelungen, viele bisherige Meinungen über die Chronologie einzelner Ereignisse sowie die Charakteristiken einiger Persönlichkeiten zu korrigieren. Im Schlußwort seines Werkes spricht er seine negative Beurteilung der gesamten Tätigkeit des byzantinischen Kaisers aus: „Johannes V. Palaiologos war nicht in der Lage, den großen Aufgaben, die ihm die Geschichte stellte, gerecht zu werden“ (S. 464). Das wird aus seiner vielseitigen Tätigkeit ersichtlich, in welcher seine großen Bemühungen, vor allem, den Thron der byzantinischen Kaiser für die Dynastie der Palaiologen zu bewahren, wie ein roter Faden in den Vordergrund treten.

Das Werk von R. Radič verdient eine hohe Bewertung, doch dies bedeutet bei weitem nicht, daß es keine Unterlassungen, Mängel und Fehler aufweist. Auf einige davon wird in der Folge hingewiesen, was die Bereicherung des Quellennachweises und einige Korrekturen bezweckt.

S. 71, 72: die Festung Bukelon in Ostthrakien ist nicht identifiziert worden: sie befindet sich in der Nähe des heutigen Dorfes Matočina, Bez. Svilengrad (Bulgarien).

S. 87, Anm. 59: anstelle der genannten älteren Ausgabe des Reiseberichts von Ludolf von Südheim ist die jüngere kritische Ausgabe Ludolfus von Sudheime, Reise ins Heilige Land. Nach der Hamburger Handschrift hrsg. von Ivar von Stapelmohr. Lund—Kopenhagen 1937 heranzuziehen.

S. 101: es wird nicht klar, zu welchem Staat die Donaudeltastädte 1340 gehörten, die der Emir der Seldžukiden Umur-Beg 1340 mit der Flotte angriff.

S. 105–106, Anm. 141–147: unter den vielen genannten Forschungen zu Leben und Tätigkeit von Gregorios Sinaïtes fehlen die inhaltsreichen Werke von P. Sirku, V. Sl. Kisselkov, N. Kočev u. a.

S. 148: in Zusammenhang mit dem 1343 vom Papst Klemens VI. (1342–1352) organisierten Feldzug gegen das Emirats von Smyrna ist die interessante Information aus dem Epos des Enveri (15. Jh.) nicht erwähnt, in welcher es heißt, daß der Papst versucht hat, an die von ihm organisierte Koalition auch die Albaner, die Byzantiner und die Bulgaren heranzuziehen (Le Destan d'Umur pacha [Düsturname-i-Enveri]. Texte traduction et notes par I. Mélikoff-Sayar. Paris 1954, 110).

Für die Untersuchung der bulgarisch-byzantinischen Beziehungen im Jahre 1351 sind die interessanten Angaben in der Bulgarischen anonymen Chronik aus dem Anfang des 15. Jhs. nicht benützt worden: Iv. Tjutundžiev, Bălgarskata chronika ot XV vek. (Die Bulgarische Chronik vom 15. Jh.). Veliko Tŕnovo 1992, 80.

S. 205–208: Die Angaben über die Beteiligung von Byzanz und dem Bulgarischen Zarenreich am Krieg zwischen Venedig und Genua wegen der Meerengen (1348–1355) sind nicht vollständig ausgenützt, und die Folgen dieses Krieges für die Geschichte der Balkanhalbinsel sind nicht richtig geklärt worden.

S. 264–265: der letzte bulgarisch-byzantinische Krieg 1364 wird hauptsächlich aufgrund der

kurzen Information von Johannes Kantakuzenos (Cant. III, 362–363) dargestellt. Die Ursachen für seinen plötzlichen Ausbruch sind nicht geklärt.

S. 305 ff.: Über die Reise Johannes' V. Palaiologos auf der Donau im Winter 1365–1366 wird das zeitgenössische Zeugnis „Gedicht zum Lob des Johannes Palaiologos“, geschrieben von Johannes Katakalenos zwischen 1367 und 1369 (PG, t. 158, v. 155–222), zitiert. Sein Aufenthalt in Vidin im Oktober–Dezember 1366 (S. 319 ff.) kann durch Angaben aus einigen ungarischen Urkunden über das Itinerarium des ungarischen Königs Lajos I des Großen (1342–1382) und besonders durch den Traktat des katholischen Vikars von Bosnien, Bartholomaeus von Alverna (D. Lasić, *Fr. Bartholomaei de Alverna, vicarii Bosnae 1367–1407, quedam scripta hucusque inedita.* — *Archivum Franciscanum historicum*, 4 (1962), 66–67, 75) präzisiert werden.

S. 322, Anm. 84: das Zitat aus der Chronik von Savoyen ist falsch.

S. 342, Anm. 157: der Artikel über die Eroberung von Adrianopel durch die Türken wird irrtümlicherweise P. Nikov (1884–1938) zugeschrieben; er stammt von Al. Burmov (1911–1965).

S. 376: der bulgarische Zar Ivan Šišman regierte nicht bis 1393, sondern bis 1395, als er in Nikopel von den Türken ermordet wurde (P. Schreiner, *Die byzantinischen Kleinchroniken*, B. I. Wien 1975, Nr. 91, S. 623; II. Wien 1977, 359).

S. 378: hinsichtlich der Klärung der politischen Grundlinie des Kaisers Johannes V. Palaiologos sollte man die Errichtung der Schwarzmeerrapanage mit Messembria (heute Nessebär) als Zentrum nach 1367 erörtern und die mit der Regierungszeit ihres Besitzers, des Kaisersohnes Michael Palaiologos, verbundenen Ereignisse präzisieren.

S. 382: der bulgarische Heilige Romylos von Vidin wird unkorrekt Romylos von Ravanica genannt.

S. 398, Anm. 31: die reiche Literatur über die Jenitscharen sollte durch die Monographie von Zv. Georgieva, *Eničarite v bălgarskite zemi* (Die Jenitscharen in den bulgarischen Gebieten), Sofia 1988, ergänzt werden.

S. 399: eine der besten Forschungsarbeiten in letzter Zeit über den Metropolit von Kiev und Litauen, den Bulgaren Kiprijan (1375–1406) stammt von N. Dončeva-Panajotova: *Mitropolit Kiprijan. Starobălgarski i staroruski knižovnik* (Metropolit Kiprijan. Altbulgarischer und altrussischer Schriftsteller) Sofia, 1981.

Die Beziehungen zwischen Johannes V. Palaiologos und dem zukünftigen bulgarischen Patriarchen Euthymius (1375–1394) nach dem byzantinisch-bulgarischen Krieg 1364 sind dem V. unbekannt geblieben — s. *Pohvalno slovo za Evtimij ot Grigorij Tzamlak* (Lobrede für Euthymius von Gregorios Tzamlak), hrsg. von Iv. Gălăbov u. a. Sofia 1971, 152–162.

Die Monographie von R. Radič leistet einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Geschichte sowohl von Byzanz als auch der Balkanhalbinsel in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. Sie enthält wertvolle Beiträge auch zur Geschichte des Bulgarischen Zarenreiches.

Sofija

Vassil Gjuzelev

Ilse Rochow, *Kaiser Konstantin V. (741–775) Materialien zu seinem Leben und Nachleben* mit einem prosopographischen Anhang von Claudia Ludwig, Ilse Rochow und Ralph-Johannes Lilie; [Berliner Byzantinistische Studien, 1.] Frankfurt/M., Lang 1994. — XXVII, 253 S.

Mit ihrer Monographie über Konstantin V. hat I. Rochow die Reihe der Berliner Byzantinistischen Studien eröffnet. Übersichtlich sind Informationen und Forschungsstand zur Person, zum Werk und zur Epoche dieses byzantinischen Kaisers, aber auch zu seinem Nachwirken bis heute aufgeführt und in eine Darstellung des Themas eingeflossen, die durchaus den Charakter eines kleinen Handbuchs hat.

Kaiser Konstantin V. bildet einen Markstein auf dem Weg der Autorin in ihrer ausführlichen Beschäftigung mit dem 8. Jahrhundert, für das sie inzwischen — neben anderen — eine Autorität geworden ist. Ihr *Quellenkritisch-historischer Kommentar zu den Jahren 715–813 der Theophanes-Chronik* zählt zu den Grundlagenarbeiten über diese Epoche und hat die Förderung von

Cyril Mango und Peter Schreiner wieder ein Stück weit mehr umgesetzt, „daß Edition und Analyse der Quellen den Vorrang vor jeder weiteren Formulierung in der Interpretation des Bilderstreits haben müssen“.¹ Auf ihren eigenen quellenanalytischen Arbeiten und denen anderer — besonders auch denen von Paul Speck² — sowie zahlreichen Untersuchungen der letzten zwanzig Jahre über jene Epoche — als Beispiel seien hier die Arbeiten von R.-J. Lilie und John-F. Haldon genannt³ — baut I. Rochow die vorliegende Arbeit auf.

Allein schon vom Umfang der entsprechenden Abschnitte her erkennbar, werden Schwerpunkte gesetzt in den Darstellungen über die außenpolitische Tätigkeit Konstantins V. (S. 73–122) und „das Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt“ (S. 123–171), sowie dem prosopographischen Anhang (S. 199–244), den die Autorin zusammen mit Claudia Ludwig und R.-J. Lilie erstellt hat. Die anderen Themen „Familie und Privatleben“ (S. 7–19), „Innenpolitik“ (S. 21–42), „Religions- und Kirchenpolitik“ (S. 43–72) nehmen demgegenüber deutlich geringeren Raum ein. Letztlich spiegelt sich darin auch der gegenwärtige Stand der Forschung über Konstantin V. und seine Zeit wieder: Hinsichtlich der Lebensgeschichte und der innenpolitischen Maßnahmen, die in den Quellen eher mehr als weniger mit dem Bilderstreit verwoben sind, bewegt man sich auf vielen unsicheren Pfaden. In diesen Bereichen formuliert I. Rochow ihre Ergebnisse und Urteile durchweg sehr vorsichtig. Das zeigt sich beispielsweise (im Bereich des Lebenslaufs) beim Versuch einer Charakterisierung der Persönlichkeit Konstantins V. (S. 15–18) wie auch bei Überlegungen zu Krankheit und Tod des Kaisers (S. 18–19). Trotz inzwischen intensiver Beschäftigung der Fachwissenschaft mit den Revolten gegen Konstantin V. (Revolte des Artabasdos und Revolte um 766) bleiben auch hier nach wie vor Fragen offen, Datierungen unsicher (S. 21–32). Klarere Ergebnisse zeigen sich im Bereich der Reorganisation der Garderegimenter, der Tagmata, und der Themenorganisation (S. 32–35).

Wird die geschichtlich prägende Wirkung Konstantins V. vor allem in seinem Eingreifen in den Bilderstreit gesehen, so vermutet I. Rochow, daß „die Kirchenpolitik nicht im Mittelpunkt der innenpolitischen Maßnahmen Konstantins [stand], wie es die Quellen nahelegen wollen“ (S. 43). Darin wird man ihr nur zustimmen können. Aber wegen der Wirkmächtigkeit des Bilderstreits ist die vorhandene Quellenlage so prekär, daß gerade in diesem Bereich bis heute ein Berg offener Fragen und unsicherer Fakten steht — neben einem inzwischen bald höheren Berg der Deutungen und Hypothesen. Der Bilderstreit bleibt in der Wissenschaft ein Stein des Anstoßes. Sehr ausführlich und übersichtlich wird das außenpolitische Wirken Konstantins V. dargestellt. Das interessante, doch bislang wenig beachtete Thema der diplomatischen Beziehungen zum Kalifat ist hier im Überblick vorgestellt und wird von I. Rochow in einer besonderen Arbeit noch umfassend behandelt, die bereits im Druck ist (S. 78–79, Anm. 46).

Immer mehr setzt sich durch, bei der Darstellung historischer Persönlichkeiten wie auch historischer Ereignisse und Phänomene deren Nachwirken bis auf die Gegenwart nachzu-

¹ P. Schreiner, Der byzantinische Bilderstreit: Kritische Analyse der zeitgenössischen Meinungen und das Urteil der Nachwelt bis heute, in: Bisanzio, Roma e l'Italia nell'alto medioevo. 3–9 aprile 1986, Tomo primo. = Settimane di Studio del centro italiano di studi sull' alto medioevo, 34. Spoleto 1988, S. 322; in Anknüpfung an Cyril Mango, Historical Introduction, in: Iconoclasm, Papers given at the Ninth Spring Symposium of Byzantine Studies, University of Birmingham March 1975. Birmingham 1977. S. 6, Anm. 12.

² P. Speck, Artabasdos, der rechtgläubige Vorkämpfer der göttlichen Lehren. Untersuchungen zur Revolte des Artabasdos und ihrer Darstellung in der byzantinischen Historiographie. Bonn 1981.

P. Speck, Kaiser Konstantin VI. Die Legitimation einer fremden und der Versuch einer eigenen Herrschaft — Quellenkritische Darstellung von 25 Jahren byzantinischer Geschichte nach dem ersten Ikonoklasmus, 2 Bde. München 1978.

P. Speck, Ich bin's nicht, Kaiser Konstantin ist es gewesen. Die Legenden vom Einfluß des Teufels, des Juden und des Moslem auf den Ikonoklasmus. Bonn 1990.

³ R.-J. Lilie, Die byzantinische Reaktion auf die Ausbreitung der Araber. Studien zur Strukturwandlung des byzantinischen Staates im 7. und 8. Jhd. München 1976.

J.-F. Haldon, Byzantine Praetorians. An administrative, institutional and social survey of the Opsikon and the Tagmata, c. 500–900, ΠΟΙΚΙΛΑ BYZANTINA 3. Bonn 1984.

gehen.⁴ Das ist eine an sich interessante Sache. Außerdem wird so ein wenig deutlich, daß Beschäftigung mit Geschichte auch veranlaßt wird durch die Nachwirkung von Geschichte bis in unsere Zeit. Ein Lesevergnügen ist Konstantins „Darstellung in der schönen Literatur“ (S. 155–171), die von Friedrich Rückerts Gedicht *Mariendienst*, das um 1842/3 entstand, bis zu A. Stojnevs 1989 erschienenem Roman *Edna nöst na Boris* reicht. Über die wissenschaftliche Beschäftigung mit Konstantin V. und seiner Zeit wird im Kapitel „Das Urteil von Historikern und Kirchenhistorikern seit dem 16. Jh.“ (S. 146–155) eine Übersicht gegeben.

Hilfreich für die weitere Beschäftigung mit Konstantin V. und seiner Zeit ist der prosopographische Anhang: Hier werden über zahlreiche Persönlichkeiten Informationen gegeben, die sich nach einem einheitlichen Schema beziehen auf Namen, Titel, Vita, Quellentexte und deren Editionen, Werke der Persönlichkeiten, Literatur über sie, außerdem auch auf Probleme und Unklarheiten betreffs dieser Persönlichkeiten.

Verzeichnisse der Siglen und der abgekürzt zitierten Literatur, Register der Personennamen, der geographischen und topographischen Namen, außerdem eine ausführliche Zeittafel und eine genealogische Tafel zur Familie Konstantins V. runden die Arbeit ab. Zusätzlich hat I. Rochow einmal mehr die Fragmente der Peuseis Konstantins V. im griechischen Text wiedergegeben und mit einer eigenen Übersetzung versehen, die sich an Heinrich Bacht anschließt⁵.

I. Rochow führt in ihrem Buch wohl fast alle inzwischen bekannten Quellen zur Zeit Konstantins V. an. Es wäre für eine zweite Auflage überlegenswert, im Anhang eine Kurzbeschreibung und Einordnung dieser Quellen zu geben. Das würde den Charakter eines Handbuchs verstärken, der dieser verdienstvollen Arbeit zukommt.

Barlt

Dietrich Stein

Eva Sibylle und Gerhard Rösch, *Kaiser Friedrich II. und sein Königreich Sizilien*. Sigmaringen, Thorbecke 1995. 200 pp., 56 Abb.

Biographien Friedrichs II. haben in letzter Zeit Konjunktur. Obwohl längst erwiesen, daß der letzte Stauferkaiser nicht „der erste moderne Mensch auf dem Thron“ war, bewegt die schillernde Gestalt des „*immutator mundi mirabilis*“ anscheinend immer noch die Gemüter. So erschienen in den vergangenen Jahren, in der Tradition der klassischen Darstellung von E. Kantorowicz, oder in bewußtem Gegensatz zu ihr, mehrere Friedrich-Biographien unterschiedlicher Qualität, sowohl auf der streng wissenschaftlichen Ebene, als auch im Bereich der populärwissenschaftlichen Literatur. So gesehen, läßt sich nicht sagen, daß ein neues Buch über das Thema eine Lücke schließt. Dennoch bietet die hier zu besprechende Lebensbeschreibung des Kaisers insofern eine etwas differenzierte Sicht der Dinge, als die Verf., in guter Tradition der Wiener Schule, einen Schwerpunkt auf die gegenständlichen Quellen setzen und versuchen, sich bei der Darstellung weitgehend auf die künstlerische Hinterlassenschaft der Zeit zu stützen.

Das Buch gliedert sich in 10 Kapiteln, wobei die inhaltliche Gliederung durch die biographische Absicht vorgegeben ist, und im wesentlichen dem chronologischen Schema folgt. Vorangestellt werden eine Schilderung des Eindruckes, den die Persönlichkeit des Kaisers auf Mit- und Nachwelt machte (S. 7ff.), eine gute Beschreibung der politischen und kulturellen Situation Europas am Ende des 11. und im 12. Jh. (11ff.), und die Grundzüge der normannischen (23ff.) und staufischen (33ff.) politischen Tradition, in denen Friedrich II. stand. Es folgen die Kindertage und die erste Zeit der selbständigen Regierung bis zur Kaiserwahl (42ff.), der Deutschlandzug und die Tätigkeit in Deutschland bis 1220 (58ff.). Die Beschreibung der Kaiserkrönung nimmt einen verhältnismäßig breiten Raum ein, wobei das Krönungsornat dankenswerterweise beschrieben und in seiner ideologischen Bedeutung ausgewertet wird. Es sind Beobachtungen und Hinweise, die sonst in den meisten einschlägigen Werken fehlen; man

⁴ Beispielhaft ist dafür die große Ausstellung über Heinrich den Löwen und seine Zeit in Braunschweig gewesen.

⁵ Die Übersetzung von H. Bacht in: Gervais Dumeige, *Nizäa II (dt. Ausgabe)*. Mainz 1985, S. 283–286.

merkt hier die Vertrautheit der Verf. mit der entsprechenden Materie. — Bei der Schilderung der Ereignisse der zwanziger Jahre auf Sizilien (73ff.) wird der Schwerpunkt auf die Übersiedlung der Sarazenen nach Lucera, und, vor allem, auf die Gründung der Universität Neapel (80ff.) gelegt. Knapp werden die Ereignisse auf dem Kreuzzug des genannten Kaisers geschildert (88ff.). Ausführlicher werden dann in einem zentralen Abschnitt des Buches die Reorganisation des sizilischen Königreichs nach 1230 und die kulturellen Leistungen dieser Jahre dargestellt. Man findet zuverlässige Informationen über die Konstitutionen von Melfi (99ff.), das capuaner Brückentor (105ff.), die Herrscherikonographie (108ff.), über Foggia als neue Residenz (118ff.), sowie über Fragen der Justiz und der Finanzen (111ff.). Dem kulturhistorischen Teil folgt wieder die Ereignisgeschichte mit der Darstellung des zweiten Zuges nach Deutschland, des Krieges gegen die Lombarden mit dem Sieg bei Cortenuova und der Exkommunikation Friedrichs II. im Jahre 1239 (125ff.). Die Verf. kommen dann auf die geistige Tätigkeit des Großhofes zu sprechen (134ff.); besondere Abschnitte sind der sizilianischen Dichterschule (147ff.), dem Castel del Monte, (143), und, natürlich, der kaiserlichen Abhandlung „de arte venandi cum avibus“ (144ff.) gewidmet. Die Darstellung des letzten Jahrzehnts hebt mit einem Überblick über den propagandistischen Kampf und die Reorganisation Reichsitaliens an (150ff.) und fährt mit der Erzählung der Ereignisse bis 1250 fort, wobei die Wahl Innocenz IV. (156f.), das Konzil von Lyon (158f.) die Belagerung von Parma (161ff.) und der Tod des Kaisers (165f.) die Höhepunkte bilden. Es folgen Informationen über das Grab Friedrichs II. (167f.) und ein in seiner Kürze gelungenes Kapitel über das Nachleben des Kaisers (169ff.). Eine Zeit- (177ff.), und eine Stammtafel (180f.), bibliographische Hinweise (183ff.) und ein Namensregister (196ff.) beschließen das Buch.

Angesichts des Zwecks der Publikation und der Fülle des Materials, ist es selbstverständlich, daß eine strenge Auswahl der zu behandelnden Themen getroffen werden mußte. Diese Auswahl ist im großen und ganzen gut gelungen. Die Verf. haben einen Sinn für das Wichtige und Wesentliche und beschränken sie darauf. Trotzdem, und obwohl eine solche Auswahl immer subjektiv bleibt, hätten m. E. bestimmte Punkte eine Erwähnung oder eine ausführlichere Behandlung verdient. So wäre z. B. bei der einführenden Gesamtübersicht der Epoche die Bedeutung der monetären Wirtschaft und das Aufkommen der Partikularstaaten zu betonen (die optimistische Einstellung der Zeit scheint dagegen etwas überbetont). Zu lapidar wird auch das Davidkönigtum als Element der Kaiserideologie behandelt, die Tendenz des berühmten Jerusalemmanifests kommt nicht ganz klar zum Ausdruck. Ähnliches gilt für den Begriff der „necessitas“ im viel diskutierten Proömium der Konstitutionen von Melfi, für den Justitia-Kult in der magna curia, die Romideologie, die Gestaltung der Beziehungen zu den anderen Staatswesen („corpus principum saecularium“), die Organisation der Kanzlei, und die staatliche Handelspolitik mit Getreide. Zur Wahl Foggias als Residenz wäre zu ergänzen, daß sie auch einen Schritt im Latinisierungs- und Vereinheitlichungsprozeß des Königreichs bedeutete; beim „Kampf der Kanzleien“ in der Endphase wäre vielleicht das eschatologische Moment der Auseinandersetzung und die Erhöhung der Person des Kaisers ins Mystisch-messianische stärker zu betonen.

Dadurch bedingt, daß das Buch sich auf das sizilische Reich konzentriert, fallen die Deutschland betreffenden Partien knapp aus. Die „Confoederatio cum principibus ecclesiasticis“ und das „Statutum in favorem principum“ werden zwar erwähnt, auf ihren Inhalt wird aber nicht eingegangen.

Aus byzantinistischer Sicht ist zu bemängeln, daß die Beziehungen des Kaisers zum byzantinischen Osten überhaupt nicht behandelt werden. Byzanz taucht zwar im Buch verschiedentlich auf, hauptsächlich in Fragen des Zeremoniells und der Insignien. Es fehlen aber Informationen über die konkrete Politik gegenüber den byzantinischen „Nachfolgestaaten“. So erfährt man z. B. nichts über die nikäische Gesandtschaft von 1229, über die Präsenz von „milites ... Vataci Gregorum Imperatoris“ bei der Belagerung von Brescia (1239), über die Verheiratung der Kaiser-tochter mit Johannes IV. Vatatzes, und, zumal, über die griechischen Briefe Friedrichs II. von 1250 an die byzantinischen Herrscher. Es handelt sich dabei um ein Komplex von Beziehungen, das auch bei der Absetzung von Lyon eine Rolle gespielt hat, und das auch manche Punkte der Haltung Friedrichs II. zum lateinischen Kaiserreich Konstantinopel erklären könnte, so z. B. die Verhinderung des „Kreuzzuges“ „pro negotio Romanie“ im Jahre 1238–39. Es muß allerdings

und bei dieser Gelegenheit vermerkt werden, daß auch die anderen entsprechenden Biographien der letzten Jahre diese Dimension der kaiserlichen Politik ignorieren.

Zu den großen Vorzügen des Buches muß gerechnet werden, daß es öfters die Quellen sprechen läßt. Viele und ausgedehnte Auszüge aus den Quellen sind geschickt in den Fluß der Erzählung eingegliedert und vermitteln einen lebendigen Eindruck der Sehensweise der Zeitgenossen. Positiv ist auch zu vermerken, daß sich darunter mehrere arabische Quellen befinden.

Kleine Unstimmigkeit: Die Bezeichnung „Liber Augustalis“ für die Konstitutionen von Melfi (S. 100) stammt aus dem 19. Jh. und geht wohl auf B. Capasso zurück.

Die besondere Sichtweise des Buches bedingt auch Stärken und Schwächen. Am stärksten und am ausführlichsten ist die Darstellung, da wo sie Kunstgegenstände nutzbar machen kann (Krönungsornat, Kanzel von Bitonto, Tor von Capua). Wo das nicht der Fall ist, fallen die Ausführungen gedrängter aus, was sich besonders bei der Verwaltungsgeschichte bemerkbar macht.

Sehr zu loben sind auch die sehr guten Abbildungen des Bandes, darunter eine interessante Aufnahme des Castel del Monte, wo man die oktagonale äußere und innere Form besser als bei den üblichen Abbildungen erkennen kann.

Das Buch richtet sich hauptsächlich an ein breites Publikum, und es dürfte sein Ziel erreichen, denn es ist flüssig und mit Sachkompetenz geschrieben und informiert absolut zuverlässig über sein Thema.

Athen

Michael B. Wellas

Vincenzo Ruggeri, *Byzantine religious architecture (582–876): Its history and structural elements*. [Orientalia Christiana Analecta, 237.] Rom 1991, Pont. Inst. Stud. Orient. XVI, 287 S. Mit 23 Abb. u. 32 Taf. (mit 51 Photographien).

Wer in diesem Buch auf Grund des Titels eine dem Forschungsstand entsprechende, einigermaßen ausführliche Darstellung des frühbyzantinischen Kirchenbaus erwartet, sieht sich enttäuscht. Das Buch enthält — abgesehen von ein paar bautechnischen Schemazeichnungen — ganze sieben zudem bemerkenswert kunstlos gezeichnete Kirchengrundrisse. Es gelang dem Autor nicht einmal, in diesen Plänen das Symbol für die Angabe der Nordrichtung zu vereinheitlichen. Insgesamt werden dafür fünf verschiedene Zeichen angeboten. Die Photos enthalten Details, doch wird im Text selten auf sie bezuggenommen.

Dem Autor kam es hingegen auf etwas ganz anderes an, wie aus seinem Inhaltsverzeichnis hervorgeht: 1. The ecclesiastical legislation (S. 7–47); 2. The Imperial legislation (S. 50–81); 3. Hagiographical insights (S. 82–134); 4. The religious buildings and their architectural features, A.D. 582–867 (S. 135–184; Catalogue. The monuments: churches and monasteries, A.D. 582–867 (S. 187–270). — Die Kap. 1 und 2 behandeln eine Reihe von z. T. bisher wenig beachteter kirchlicher Canones aus dem Trullanum und den folgenden Synoden, sowie allerlei kaiserliche Gesetze, die verschiedene Einzelheiten des kirchlichen Lebens der Zeit betreffen. Insbesondere ist von privaten Klostergründungen auf z. T. nicht freigegebenen Grundstücken, Mönchsweihen, Stadtflucht des ländlichen Klerus und daraus resultierender Überfüllung der K/ppler Kirchen mit z. T. unqualifiziertem Personal, illegalen Erwerbstätigkeiten von Klerikern, Finanzproblemen der Kirche, Neuerungen in der kirchlichen Gesetzgebung, vor allem die rechtliche Stellung der Klöster betreffend, etc. die Rede.

In Kap. 3 werden ein paar Persönlichkeiten (Bischöfe und Mönche) genannt und — soweit verlässliche Viten vorliegen — Einzelheiten aus ihrer Lebensgeschichte erzählt. Historisch wird hier herausgearbeitet, daß durch den Ikonoklasmus und die dadurch ausgelösten Wirren das Mönchswesen seinen Charakter änderte, das freie Eremitentum gewissermaßen ausstarb und an seine Stelle die geordneten, sich vielfach auch in den Städten ansiedelnden Koinobien traten. Schlüsselfiguren sind Theodor v. Sykeon und Stephanos d. Jüngere. Als charakteristisches Beispiel gilt der Verband der Studios-Klöster. Ein weiterer Punkt ist das Entstehen von mit kaiserlichen oder patriarchalen Privilegien ausgestatteten Klöstern, die der Aufsicht des Ortsbischofs (ein Prinzip der justinianischen Gesetzgebung) entzogen waren. Mehrfach wird betont, daß

während des betreffenden Zeitraumes weit mehr Klöster gegründet als Kathedralkirchen gebaut wurden.

Erst im 4. Kap., ab S. 135 ist vom Bauen die Rede, doch hat der Autor in mancherlei Hinsicht sehr eigene Vorstellungen vom frühbyzantinischen Kirchenbau, wenn er z. B. (S. 136) postuliert, daß in der frühchristl. Architektur eine enge Beziehung zwischen Kirchenbau und Liturgie bestanden habe, die seit 582 verloren gegangen wäre. Beides ist so nicht richtig. Befremdend ist auch, daß er Synthronon, Ambo und Taufbecken zu den „important architectural features“ (doch eher Möblierung!) zählt. Ebenso unrichtig ist, daß ab dem 5/6. Jh. im wesentlichen Kuppelbauten errichtet worden wären. Doch gemäß dieser Prämisse werden im folgenden nur zwei Bautypen diskutiert: a. die „domed basilica“ (Beispiel: Sophienkirche aus Thessalonike), b. ein sog. „tetraakamaron“, worunter kreuzförmige Bauten verstanden werden. Damit ist aber der formale Teil zur Architektur schon wieder abgeschlossen. Kein Hinweis auf vorherrschende Proportionen, auf unabdingbar angesehene Bestandteile des räumlichen Programms, auf die Anordnung der Türen und Fenster, formale Durchbildung der inneren Stützen, Gewölbe und Kuppeln etc. Statt dessen folgt hier eine ausführliche, sich über mehrere Seiten erstreckende Diskussion der Erdbebensicherheit (S. 141 ff.), als ob dies das einzige wäre, was die frühbyzantinische Architektur ausmacht! Darüber hinaus steht aber auf diesen Seiten vieles, was nicht so hingenommen werden kann. Die Annahme, daß das allgegenwärtige Streben nach größtmöglicher Erdbebensicherheit zur Entwicklung der genannten Bautypen geführt hätte, was uns als ein totaler Fehlgriff erscheint, sicher jedenfalls in dieser Pontierung falsch ist, brachte zudem den Autor in die Zwangslage, die Existenz der oft über einem Tambour errichteten Kuppel, deren evidente Schwäche in bezug auf Erdbebensicherheit nicht bestritten wird, nicht nur zu erklären, sondern auch ausführlich die Maßnahmen zu erläutern, die zum Ausgleich dieses Mankos als notwendig erachtet wurden.

Dann folgt die Frage nach dem Baumaterial (S. 153 ff.), wobei dem Autor die Verbreitung des Ziegelmaterials am wichtigsten ist und wofür sogar ein kleiner Katalog von 16 Beispielen im Text aufgeführt wird. Daß landschaftliche Gegebenheiten eine Rolle spielen und mitunter sogar zu einem völligen Verzicht auf das Ziegelmateriale zwingen, wird nicht gesagt, vielleicht nicht einmal gesehen. Noch schneller wird der Dekor, Mosaik, Marmor (nur im Zusammenhang mit Wandverkleidung und Fußböden erwähnt) und Malerei, abgehandelt. Über die Verbreitung von Spolien steht an dieser Stelle nichts. Die Rolle der Bauarbeiter, an sich ein wichtiges, aber häufig vernachlässigtes Thema, wird mit zwei sich widersprechenden Anekdoten illustriert, die jeweils Ausnahmesituationen beschreiben, und damit keine allgemeinen Schlußfolgerungen erlauben. Sie werden auch nicht geboten.

Erst die verschiedenen Klosteranlagen wie kaiserliche Gründungen, einfache Mönchsniederlassungen, Doppelklöster inklusive ihrer baulichen Ausstattung sind wieder etwas ausführlicher behandelt. Aber auch hier widmet sich der Autor mit besonderer Aufmerksamkeit nur wieder einem Seitenthema, der Feststellung, daß nicht alle Klöster mit einer Ummauerung versehen waren. Die Tatsache, daß eine Mauer zum normalen Bestand eines Klosters gehörte, kommt dabei zu kurz. Zur nicht-klosterlichen Architektur, der Anlage von Pilgerzentren und der Gestalt und Ausstattung bischöflicher Residenzen oder auch Grabmonumenten, was alles doch ebenfalls zur religiösen Architektur hinzuzählen ist, schweigt der Autor.

Auffallend ist, wie wenig sich der Autor an den vorhandenen Baudenkmalern orientiert. Sie werden nur hin und wieder genannt, während sein Text im wesentlichen auf literarischen Notizen aufgebaut ist. Letztere bieten zweifellos in manchen Fällen sehr anschauliche Hinweise, führen aber über Sonderfälle und Allgemeinheiten nicht hinaus. Geradezu hoffnungslos wird die Darstellung, wenn sich der Autor bei der Beschreibung der Wandinkrustation auf die Wiederholung von Besucherurteilen wie „splendidly fashioned“ (S. 162) beschränkt.

In dem abschließenden Kap., dem sog. Katalog, ist eine große Anzahl von Kirchen und Klöstern des betreffenden Zeitraumes in alphabetischer Ordnung nach Provinzen und Ländern aufgelistet. Allein das Gebiet von K/pel mit dem asiatischen Ufer enthält 59 Nrn. Freilich sind nur noch wenige der angesprochenen Bauten vorhanden. Die Notizen selbst sind darüber hinaus überaus dürftig und betreffen in den meisten Fällen — einzelne Sonderfälle ausgenommen — nur bloße Erwähnungen mit Hinweisen auf die Umstände ihrer Gründung. Über die noch aufrecht stehende Sophienkirche von Thessalonike werden ganze vier Zeilen geboten. Wichtige Kirchen

fehlen überhaupt ganz wie der Ursprungsbau des Chora-Klosters, erbaut unter Krispos (Anfang 7. Jh.), jetzt Kariye Camii. Ferner gibt es eine weitere Nikolauskirche, die von Leo V. (813–20) in das von ihm erbaute Vorwerk der Stadtummauerung einbezogen wurde, also älter sein muß, aber kaum vor dem 7. Jh. errichtet worden sein kann. Die Atik Mustafa paşa Camii. (hier S. 189: zwei Zeilen) ist hingegen erst ein Bau des 11./12. Jhs. Die einzige etwas ausführlichere Beschreibung (1/2 Seite) erfährt das Kloster des Studios, doch ist dessen Kirche gerade nicht ein Bau des 8./9. Jhs. Für einzelne Kirchen und Klöster der Provinz wird etwas mehr Text geboten.

Insgesamt ist das Buch eine Enttäuschung. Von einem Mann, der in Kleinasien viel auch im Felde gearbeitet hat, wäre mehr Verständnis von und für Architektur zu erwarten. Andererseits ist der Autor sehr belesen, und vermag auf viele irgendwie auch mit der Erschaffung von Bauten in Zusammenhang stehende Nachrichten zu verweisen, die sonst weniger bekannt sind. Aus ihnen ist jedoch die frühbyzantinische religiöse Architektur allein nicht zu erschließen.

Kairo

Peter Grossmann

Gottfried Schramm, *Anfänge des albanischen Christentums: die frühe Bekehrung der Bessen und ihre langen Folgen*. Freiburg im Breisgau, Rombach. 1994. 270 S.

Die Monographie behandelt nicht nur die Anfänge des albanischen Christentums, wie der Titel lautet, sondern auch einige Hauptfragen aus der Geschichte der Balkanländer in der Spätantike und im frühen Mittelalter: die Christianisierung von nicht (oder nur schwach) romanisierten bzw. hellenisierten Völkern im zentralbalkanischen und unteren Donaauraum (Bessen, Skythen, Sarmaten, Kleingoten usw.), die Frage der frühmittelalterlichen Ethnogenesen und bes. die Frage wechselseitiger Beziehungen dieser zwei historischen Prozesse. Die Hauptthesen der Schrammschen Studie seien kurz angeführt.

Die Albaner, die unter diesem Namen erst in den byzantinischen Quellen aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts auftauchen, sind nicht die Nachkommen jener antiken Illyrer, die den heutigen albanischen Raum besiedelten (vgl. eine Reihe guter Argumente gegen die autochthonistische Theorie auf S. 18–40), sondern die Abkömmlinge der thrakischen Bessen, der antiken Einwohner des Berglandes im Zentralbalkanraum (Westteil des Balkan-Gebirges, Rila, Pirin, Westrhodopen; S. 41–47, bes. S. 43 Karte). Das Geheimnis des Überlebens der Bessen – nachdem andere antiken Völker des Balkans spätestens mit dem Ausgang der Antike verschwunden sind – liegt in ihrer frühen Christianisierung und der Schaffung des eigenen Schrifttums und damit der eigenen Kirchensprache, wobei die verdienstvolle missionarische und kulturschöpferische Arbeit der Bischof Niketas von Remcsiana (vor und um 400) leistete (S. 48–58, mit übersetzten und kommentierten Quellen auf S. 200–218). Die Christianisierung der Bessen sollte die folgenden Hauptmerkmale haben: sie umfaßte das ganze Volk, sie hatte nachdrücklich mönchische Züge, sie verlief in der Volkssprache und resultierte deswegen in der Verschriftlichung dieser Sprache und sogar der Entstehung einer eigenen (sonst bescheidenen) Kirchenliteratur (vgl. S. 106–120 und 229–234 Quellen). Auf Grund dieser Besonderheiten sollten die Bessen zu jener relativ kleinen Völkergruppe in der Spätantike gehören, die mit der Christianisierung das eigene Kirchenschrifttum entwickelten (z. B. Kopten, Syrer, Armenier, Georgier im Osten, Ulfilas Goten und teilweise auch Skythen und Sarmaten im unteren Donaugebiet) und unterschieden sich von den antiken Völkern des Westens (Illyricum, Italien, Africa, Hispanien und Gallien), die in der Regel entweder romanisiert worden oder verschwunden sind (vgl. auch G. Schramm in: F. Hübinger – J. Osterhammel – E. Pelzer (Hg.), *Universalgeschichte und Nationalgeschichten*, Freiburg 1994, 73–103). Die Christianisierung der Bessen (wie auch Goten, Skythen, Sarmaten und teilweise sogar Hunnen) hatte ausgesprochen zivilisatorische Nachwirkungen, was die zeitgenössischen Quellen ausdrücklich betonen (S. 200–214). Auf dieser Grundlage sollte das christliche Bergvolk der Bessen nach der slawischen Einnahme größerer Teile der Balkanhalbinsel um und nach 600 rund zwei Jahrhunderte als eine ethnische Enklave in der vorwiegend slawischen Umwelt überleben. In den Lebensverhältnissen des (schon früher betriebenen) Bergnomadismus sollten die Bessen in intensive Beziehungen mit den nomadisierenden Romanen treten (zur Symbiose von Bessen und Hirtenromanen vgl. S. 121–131; vgl. auch G. Schramm in: *Zeitschrift für*

Balkanologie 31/1, 1995, 58–82, bes. 74ff.), während die Kontakte mit dem byzantinischen Staat wesentlich schwächer gewesen sein sollten (S. 131–140).

Die Ausbreitung des christenfeindlichen Bulgarenstaates in Richtung Südwesten am Anfang des 9. Jahrhunderts sollte – im Einvernehmen mit Byzanz – die (nach Schramm um 820) erfolgte Abwanderung der Bessen (bzw. eines Volksteiles) vom heut. westbulgarischen, ostserbischen und ostmakedonischen Gebiet in das naturgeographisch ähnliche Gebiet des heut. Mittelalbaniens verursachen, wo sie wieder als „Albanoi“ (nach dem Land Arbanon oder Albanon, mit dem Zentrum in Kruja nördlich vom heut. Tirana) auftauchen sollten (S. 149–178, mit den Quellen auf S. 235–239). Das kleine zugewanderte Ethnos, das als Vorposten des byzant. Thema Dyrrachion diente, sollte sich zum ethnogenetischen Kern neues Volkes entwickeln, das später die griechisch-, romanisch- und slawischsprachige Bevölkerung in der Umgebung sprachlich und kulturell absorbierte. Die Ethnogenese der Albaner zeigte im Vergleich mit der Ethnogenese der Rumunen (als anderen der Herkunft nach antiken Volkes auf dem Balkan) einige Ähnlichkeiten (ähnliche wirtschaftliche Basis und Lebensweise, antikes Christentum mit eigener Kirchensprache, Bewegungen der Volksgruppen auf relativ großen Entfernungen im Balkangebiet), aber auch wesentliche Unterschiede: Altalbaner, die sprachlich nicht romanisiert waren und sich der eigenen Kirchensprache bedienten (S. 178–185), suchten wegen des Druckes des feindlichen Bulgarenstaates ihre Siedlungsgebiete auf dem byzantinischen Boden; die Hirtenromanen dagegen, der Herkunft nach eine romanisierte polyethnische Mischung aus der Spätantike, sind im Bulgarenstaat geblieben und spielten in ihm später eine bedeutungsvolle Rolle (S. 185–190).

Die Hauptthese der Monographie, die vom Autor, der sich der Armut der Quellen bewußt ist, mit aller nötigen Vorsicht und wissenschaftlicher Skepsis vorgelegt wurde (vgl. sein Vorwort, S. 7f.), ist methodologisch und sachhistorisch gut begründet. Schramms Ausführung der albanischen Ethnogenese von einem zugewanderten ethnogenetischen Kern basiert auf einer Reihe von ausgewogenen historischen und sprachwissenschaftlichen Argumenten. Bei den ersteren stellt die Hauptschwierigkeit die lange, fast ein halbes Jahrtausend dauernde chronologische Lücke in den Quellen zwischen der letzten Erwähnung der Bessen (Mönchsgemeinde der Bessen am Sinai um 570, S. 232) und der ersten Erwähnung der Albaner (2. Hälfte des 11. Jahrhunderts) dar. Deswegen bleibt unbekannt, in welcher Zeit (nach der Abwanderung in den Westen, vermutlich ca. 820) die Aufgabe des Volksnamens (Bessoï) und die Übernahme des Landesnamens (Albanoi, von Albanon) stattfand. Die mit dem ersten Auftreten der Albaner fast gleichzeitige (sonst seltene) Erwähnung der Bessen im alten Siedlungsgebiet (bei Theophylakt von Ochrid, Kekaumenos u. a.; S. 156) weisen darauf hin, daß ein Teil der Bessen in ihrer Heimat geblieben ist. Die Argumente aus der Sprachwissenschaft zeigen nicht so große Schwierigkeiten; die kirchliche Terminologie der Albaner stammt aus dem romanischen Zentralbalkan und nicht aus dem (in der Antike wesentlich mehr hellenisierten) Albanien. Es bleibt die Frage, in welchem Maß die These mit archäologischen Forschungen verifizierbar ist (oder erst mit künftigen Ausgrabungen möglich wird; den neueren Stand der frühchristlichen Forschungen bringen die Beiträge in *Actes du XI^e Congrès international d'archéologie chrétienne* (Hg. N. Duval), Collection de l'École Française de Rome 123 – *Studi di Antichità Cristiana* 41, Rom 1989, Bd. 3, 2448ff. (Remesiana); 2491ff. (Bulgarien) bzw. 2617ff. (Albanien)).

In der Monographie soll letztlich auf einige Lapsus hingewiesen werden: der Name der Provinz Dacia mediterranea (S. 42) ist erst für die Zeit 364/367 belegt (obwohl schon zur Zeit Aurelians fast ein Jahrhundert früher wahrscheinlich zwei dakische Provinzen entstanden), Tiberiopolis war eine makedonische und nicht dardanische Stadt (S. 57). Die reiche Bibliographie könnte man an einigen Stellen durch Spezialuntersuchungen etwas bereichern, die im allgemeinen recht seltenen Druckfehler waren vermeidbar (bei Autorennamen auf der S. 98 Anm. 120; S. 100 Anm. 127, bei dem Provinznamen auf der S. 202 Anm. 3). Bei der Frage nach den Relikten des antiken Christentums, dessen Organisationsformen im 7. Jahrhundert noch funktionierten, hätte man (neben den letzten Erwähnungen und damit letzten Beweisen für die Existenz von antiken Bischofssitzen im inneren Balkanraum) auch einige Beschlüsse des (2.) Trullanischen Konzils 692 (Kan. 8,18,30 und 37) berücksichtigen sollen, die sich auf das Leben der Kirche „in gentibus“ beziehen.

Die Monographie Schramms ist trotz klarer Sprache, eines wohlgedachten Konzeptes und vorbildlicher Methode kein leichter Lesestoff, da sie solide historische und philologische Kenntnis voraussetzt. Sie wird sicher eine Diskussion über mehrere Detailfragen und bes. über einige Hauptfragen in der Geschichte Südosteuropas anregen. In der Zeit neuerer, oftmals auch von derzeitigen Staatsideologien unterstützten und oftmals unkritisch angenommenen Mythen über die Entstehung einzelner Völker in diesem Teil Europas stellt das Buch Schramms einen kritischen, nüchternen und gut ausgewogenen Beitrag zum schwierigen Thema dar.

Ljubljana

Rajko Bratož

Alexander Sideras, *Die byzantinischen Grabreden. Prosopographie, Datierung, Überlieferung 142 Epitaphien und Monodien aus dem byzantinischen Jahrtausend*. [Wiener Byzantinistische Studien 19]. Wien, Verl. d. Österr. Akad. d. Wissensch. 1994. 536 S.

In a rather brief and yet informative Introduction (pp. 45–91) S. discusses the main characteristics of the funeral oration, the various terms applied to it and to other speeches related with death (and the commemoration of the dead) and its overall development during the Byzantine period. The bulk of the book, however, is not devoted to the theoretical aspects of the epitaphioi, but to the authors and the persons they commemorated, as well as to the chronology and the manuscript tradition of their speeches (pp. 92–441). Orations of this kind were normally delivered at the funeral or at a subsequent memorial service held, according to the prescribed rites of the Orthodox Church, either on the third, the ninth or 40 days after the burial. The distinction between epitaphios, epikedeios or monody, (terms which occur commonly at the titles of the texts), is not altogether clear. It seems that these terms were invariably applied to the speeches pronounced during the actual funeral ceremony or soon after at a solemn gathering. About one third from a total of 142 epitaphioi registered in this study falls into this category, i. e. they were read at an actual funeral, although some were delivered at special occasions long after the ceremony. Be that as it may, excluded from the discussion are the epitaphioi composed in verse, the various consolations (paramythetikoi logoi or prosphonemata) as well as the epitaphioi dedicated to cities (usually after some natural disaster) or even still to a favoured pet or animal.

Interestingly enough from the sixth to the tenth century, only a small number of funeral orations has survived, a rather large number having been written in the eleventh and twelfth centuries and the greater part during the Palaeologan period. Since the majority of the authors lived in Constantinople more than half of the speeches were written and delivered there, at the centre of political and cultural life. About $\frac{1}{4}$ of the authors (to be exact 16 from a total of 69) were bishops. The rest belonged to the state officialdom, the lower clergy and the imperial court.

The value of the epitaphioi as a historical source should not be dismissed out of hand. Though it is true that they in the main stressed the loss inflicted upon the family and the friends of the departed, they also depict the attitude of the common people to death and the life after, or allude to burial customs and practices. The epitaphioi that have been transmitted to us were composed for members of the imperial family, bishops or patriarchs, for the aristocracy and the intelligentsia in general. In this respect, they prove invaluable for some prosopographical details. And yet, women were rarely the subject, only a mere 13% of the total corpus.

As stated at the outset, the contribution of the study consists in presenting in a succession of 69 chapters (which correspond to an equal number of authors) the authors and their work (pp. 89–436). Each chapter discusses matters of chronology, the manuscript tradition and prosopographical details regarding the subject of the speeches. The treatment is quite thorough and exhaustive. The book closes with extensive indices, which cover, besides the conventional ones (author, Adressatregister, chronology of the works, the manuscripts), the geographical distribution of the epitaphioi and the age and sex of the deceased. At the end, is appended the text of a monody by Cardinal Bessarion for Theodora, wife of the Trapezuntine Emperor Alexios IV Megas Komnenos, published from the autograph Codex Marc. 533, fol. 25^v–29^v.

Save for the rather condensed treatment of the epitaphioi within the Byzantine literary tradition, this is a serious study, probably the best available one of its kind.

Ioannina

Brought to you by | Universitätsbibliothek Basel
Authenticated
Apostolos Karpozilos

Download Date | 10/23/17 12:02 PM

Juan Signes Codoñer, *El período del segundo iconoclasmo en Theophanes Continuatus, análisis y comentario de los tres primeros libros de la crónica*. Amsterdam, Adolf M. Hakkert 1995. 773 S.

Im Gegensatz zu antiken Vorläufern werden byzantinische Historiker sehr selten erläutert und kommentiert. Erst vor 6 Jahren erschien ein ausführlicher Kommentar zur Chronik von Theophanes dem Bekenner.¹ Jetzt ist ein nicht minder umfangreicher Kommentar zu Theophanes Continuatus veröffentlicht worden. In beiden Fällen sind nicht die ganzen Werke, sondern bestimmte Teile erläutert worden. Grund dazu ist sicher das Streben der Verfasser zu Ausführlichkeit und Umständlichkeit.

Der Kommentar von Dr. Signes umfaßt nur die 3 ersten Bücher von ThC, also die Zeit des zweiten Ikonoklasmus, und ist mehr als 10mal größer als der kommentierte Text selbst. Es ist ein wenig paradox, daß ein so großer Kommentar vor einer kritischen Ausgabe des Textes erscheinen konnte, andererseits ist es sicher, daß das Buch dem künftigen Verfasser des kritischen Textes eine große Hilfe leisten wird: in vielen Fällen ist es vollständig und fast erschöpfend.

Dennoch, je weiter man den Kommentar liest, desto klarer wird es, daß sein Verfasser verhältnismäßig wenig an den historischen Einzelheiten der ikonoklastischen Zeit und philologischen Details des Textes von ThC interessiert ist, sondern eine generelle Idee durchzuführen versucht, welche die gesamte Komposition, den Aufbau und letzten Endes den Ursprung des Werkes betrifft. Die Idee selbst ist am klarsten und deutlichsten im Schlußteil des Buches dargestellt.

Dr. Signes geht von der auch von mir unterstützten Idee aus² daß ThC und der sogenannte Genesios (was man auch unter diesen Benennungen verstehen will) eine gemeinsame Quelle (GQ) benutzt hatten. Dr. Signes' Unterschied zu mir besteht in der Annahme, was GQ darstellen sollte. Meiner Meinung nach zeigt eine Reihe von Tatsachen und Beobachtungen, daß GQ nichts anderes als eine Sammlung von Exzerpten sein sollte, während eine andere Reihe gleichberechtigt beweist, daß GQ ein zusammenhängender Text (z. B. eine historische Chronik) war. Auf der Suche nach Vereinigung der Thesen, die nicht vereinbar zu sein scheinen, wies ich auf die Chronik von Georgios Synkellos hin, die sich gleichzeitig als ein zusammenhängender Text darstellt und eine Sammlung von Fragmenten aus verschiedenen Quellen ist. Ich vermute, daß etwas ähnliches der GQ zugrunde lag. Im Gegensatz dazu behauptet Dr. Signes, daß die GQ bloß eine Sammlung von Exzerpten, d. h. eine Art von *Dossier* war.

Obwohl diese Idee auch mir viel lieber ist (die Sammlungen von Fragmenten waren sehr verbreitet im Zirkel der Gelehrten am Hofe des Konstantin Porphyrogennitos), kann ich ihr doch nicht zustimmen, weil den beiden Werken in vielen parallelen Passagen eine ziemlich komplizierte und kunstvolle Komposition eigen ist, die nur von der GQ stammen kann. Sie ist kaum von einem *Dossier* zu erwarten! Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Dr. Signes' Idee nicht ohne Einfluß von Professor Speck's Theorien entstanden ist. Ich meine die Theorien über die Rolle des *Dossiers* bei der Entstehung historischer Werke, die am klarsten in dem Buch über Theophanes den Bekenner entwickelt wurden.³ Es wäre sinnlos, die Rolle des *Dossier* in der Geschichte der Geschichtsschreibung zu verneinen, aber der Versuch von P. Speck, alle Besonderheiten der historischen Werke durch verschiedenartige Manipulationen mit diesem *Dossier* zu erklären, scheint mir falsch zu sein. Das Problem der literarischen Form der Chroniken und Historien wird in diesem Fall einfach durch ein anderes (übrigens sehr wichtiges) ersetzt — das des Quellenstudiums. Als Ergebnis können wir in der Regel nichts anderes als eine Gleichung mit zwei Unbekannten erhalten. Bei der systematischen Anwendung dieser Methode wird die Individualität der Autoren völlig vernachlässigt, die als Handwerker mit Scheren und Leim präsentiert und ganz in Abhängigkeit von ihren Quellen gestellt werden. Auf solche Weise ist u. a. Theophanes der Bekenner von P. Speck dargestellt worden.

¹ I. Rochow, *Byzanz im 8. Jahrhundert in der Sicht von Theophanes*, Berlin 1991.

² J. Ljubarskij, *Theophanes Continuatus und Genesius. Das Problem einer gemeinsamen Quelle*. ByzSlav 48 (1987) 12–27.

³ P. Speck, *Das geteilte Dossier (Poikila Byzantina, 9)*, Bonn 1988.

Dr. Signes ist nicht so kategorisch, aber auch er ist nicht immer imstande, sich gegen die Versuchung zu wehren, das Problem der literarischen Form durch die Frage nach den Quellen zu ersetzen. Schon vor etwa 4 Jahrzehnten äußerte R. Jenkins die Meinung, daß mit ThC eine neue Linie in der Geschichte der byzantinischen Geschichtsschreibung beginne.⁴ Ich versuchte mehr oder weniger konkret, die schriftstellerische und historiographische Methode von ThC zu illustrieren.⁵ Mit R. Jenkins scheint Dr. Signes nicht einverstanden zu sein. Meine Überlegungen kennt er nicht, weil wie leider oft, *rossica non leguntur*. So soll unser „Streit“ unbeendet bleiben. Dennoch ist die Bedeutung des Buches für die Geschichte der byzantinischen Geschichtsschreibung unbestritten.

St. Petersburg

Jakov N. Ljubarskij

Prosopographisches Lexikon der Palaiologenzeit. Addenda zu Faszikel 1–12. Erstellt von Erich Trapp, Hans-Veit Beyer und Ioannes G. Leontiades. Abkürzungsverzeichnis und Gesamtregister. Bearbeitet von Hans-Veit Beyer. Wien, Verlag der Österreichischen Akad. d. Wiss., 1995 u. 1996. 140 u. 593 S.

The Addenda to Fasc. 1–12 is the final addition to the now complete 12 volumes of the PLP. It contains no Corrigenda, simply a further 1597 entries of names previously unnoticed. Many of these have been harvested from the rich fields of recent works such as SchreinFin (1991) and Aliv (1994). It is pleasant to note that Katherina Kantakuzene, unaccountably neglected in Fasc. 5, has at last found her place among the rest of her family (No. 93761). The hefty volume of Abkürzungsverzeichnis und Gesamtregister with its 593 pages contains an *embarras de richesse*. The List of Abbreviations alone runs to 80 pages and the reader is tempted to regard it as a complete Bibliography of the Palaiologenzeit, which it does not pretend to be. Some of its entries, as under SabbKom and SavvRhodes or under SoulSerb and SulesByzSerb, could perhaps have been subsumed. There are a few which badly need to be updated: the revised edition of Zakyth(inos), *Le Despotat grec de Morée*, appeared in 1975; that of SettCat also in 1975. The latest edition of EncBrit, in which all the Byzantine articles have been revised, appeared in 1985 (not “1962”). There is also a new and revised edition of NicCent (Cambridge, 1993). Of the 7 Indexes in the Register, two are new: Register 3 lists in Roman type the non-Greek names recorded in entries for which there is no separate record. Register 5 (pp. 373–439: Rückläufige Liste) applies the technique of the Reverse Lexikon of ancient Greek proper names and is of perhaps limited value. Register 6 (Berufe) has become even more useful and instructive as a data base for social categories in late Byzantium. The number of recorded monks and priests is exceeded only by the number of *paroikoi*. But the one recorded woman icon-painter remains unique (No. 16894), as does the one woman-baker (No. 1236). Register 7 (Orte) has become still more valuable, although inevitably Constantinople and Athos score the greatest number of entries. The use of the now complete work will call for ample desk-space, ingenuity and patience. For the reader will still need to have to hand the volume of Addenda to Fascs. 1–8 (1988) as well as that to Fascs. 1–12 (1995). None the less, the publication of these two works brings to a successful end many years of devoted labour inspired by Professor Herbert Hunger and painstakingly realised by a team of scholars led by Erich Trapp, Hans-Veit Beyer, Werner Seibt and many others. The project of the PLP was announced as a major contribution to Byzantine Instrumenta Studiorum at the Byzantine Congress in Oxford in 1966. Its first Fascicule appeared ten years later, albeit in a computerised form which gave it a somewhat impermanent appearance. Fasc. 7 (1985) and the succeeding five volumes, together with their Addenda and Corrigenda, have been produced in a more legible and lasting conventional type-face. The completed work demands admiration as well as gratitude

⁴ R. J. H. Jenkins, *The Classical Background of the Scriptores post Theophanes*, *DOP* 8 (1954).

⁵ Я. Любарский, Наблюдения над композицией *Хронографии* Продолжателя Феофана. *ВВ* 49 (1988). Siehe auch Продолжатель Феофана, *Жизнеописание византийских Царей*, Издание подготовил Я. Любарский (Moskva 1992). S. 235ff.

to the Österreichische Akademie der Wissenschaften from all Byzantinists and especially those concerned with the Palaiologenzeit.

Cambridge

Donald M. Nicol

Thomas Steppen, *Die Athos-Lavra und der trikonchale Kuppelnaos in der byzantinischen Architektur*. [Münchener Arbeiten zur Kunstgeschichte und Archäologie, 3.] München, Editio Maris 1995. 267 Seiten, mit 169 Abbildungen.

Con ottima veste tipografica e con un ricco apparato grafico e fotografico si offre l'opera di Th. Steppen, il quale ha inteso rielaborare in modo più organico il suo Dissertationsthema del 1992 svolto sul medesimo soggetto. Così come il titolo suona, il lettore si aspetta una monografia sulla Lavra atonita — la sezione su questa raccoglie formalmente le pp. 87—119 — e una discussione storico-formale sul Bautypus della Lavra, il triconco; in realtà, le cose vanno per altro verso. La causa formale dell'opera, se non erro, è il triconco, e la Lavra quella strumentale: il monastero atonita, grazie a precedenti tipologici ben noti, incarna architettonicamente sull'Athos, e non solo sul sacro monte, il numero Tre quale simbolo della divina Trinità (p. 113—114). Il discorso è affascinante, e per certi versi avvincente. Le sezioni del libro sono così costituite: a) il triconco, suo significato e stato della ricerca; b) l'eredità antica sul triconco; c) i precedenti tipologici cristiani (qui Th. S. è ben esperto nel dettagliare le variazioni tipologiche occorse sulla forma tricora); d) la Lavra e la chiesa cupolata «a croce»; e) l'eredità della forma tipologica della Lavra in Oriente, sull'Athos, in Serbia, in Grecia e Romania. Chiudono il volume la bibliografia, un glossario e le didascalie delle foto (visto il gran numero di edifici, sacri e profani, che l'A. affronta direttamente o in obliquo, sarebbe stato di grande utilità apporre un indice analitico).

Quanto è d'uopo anzitutto chiarire è il metodo usato. L'A., allorché affronta monumenti e temi di architettura bizantina ricorre a C. Mango, il quale, tuttavia, sembra non sia letto nella sua interezza espositiva. Mango, infatti, osservava alla fine della sua *Architettura Bizantina*¹ come la chiesa bizantina (i. e. la gerarchia) non credè mai una regola per l'architettura, pur dando invece norme teologiche per la pittura. L'A., teso alla ricerca e alla dimostrazione della simbolica del Tre trinitario posto in opera muraria, avrebbe dovuto sottolineare la *suppositio terminorum* di architettura bizantina, e meglio il suo metodo simbolico tipologico («Mir war wichtig, das Thema aus ikonographischer und stilgeschichtlicher Sicht zu verdichten»), e questo seguendo diverse e lontane contrade, secondo il citato di H. Zaloscer, p. 11—12). Il lettore, infatti, si trova a spaziare geograficamente lungo il bacino mediterraneo, il Caucaso e i Balcani perseguendo la presenza tricora e le sue variazioni dopo essere stato iniziato al triconco nelle terme romane. Il metodo, dunque, se non si erra, è quello tipologico che ha avuto insigni antecedenti. Esso, tuttavia, non più usato da decenni, sembra deficiente nell'esplicazione delle componenti sociali, culturali, economiche e costruttive — ora ritenute essenziali — della disciplina architettonica². Visto che l'A. parla di architettura bizantina, ci si chiede se l'Egitto, la Siria, la Palestina, le Georgia, l'Armenia siano da ritenersi «bizantini» come terreni architettonici e ideologici (la teologia delle Chiese Orientali è enormemente ricca e differenziata). Ovviamente no. Pur ubbidendo, allora, al ricorso a differenti contrade, è doveroso aspettarsi una relativa compiutezza nel rinvenimento della forma tricora (ed affini tipologici) nel territorio invocato³. L'Armenia è rappresentata da un buon numero di edifici:

¹ Milano, 1978, 194.

² C. Mango, *ib.* 5—6; Id., *Approaches to Byzantine Architecture*, Mugarnas 8 (1991) 40—44; V. Ruggieri, *Byzantine Religious Architecture* (582—867): Its History and Structural Elements, *OCA* 237, Roma 1991; Id., *L'architettura nell'impero bizantino* (fine VI—IX sec.), Soveria Mannelli 1995, 11—66 in rapporto all'urbanistica. Si noti che nella metodologia di Steppen non si instaura relazione alcuna fra i cicli pittorici degli edifici da esso citati e la struttura architettonica.

³ L'Asia Minore è raramente citata. Fra i tanti vorremmo ricordare: in Licia (Letöon, Dereagzi, Dikmen ed altri presso la citata Karabel dal saggio di Harrison del 1963 [il territorio della Licia centrale ha avuto il monastero della Nuova Sion di S. Nicola, la cui *Vita* menziona la visione simbolico-apocalittica della costruzione della chiesa]); Iasos, Perge, Ortaköy e Taghar in Cappadocia, la sala tricora del palazzo imperiale. Per

per essi l'A. fa giustamente riferimento al compianto P. Cuneo, e ci si aspetta che uno sguardo fosse rivolto alle vicissitudini architettoniche della sala triconca, nonché alle ottime introduzioni a carattere storico, religioso e costruttivo⁴. Soluzioni costruttive ardite (e il triconco lo è, come vero resta il dubbio sulla sua copertura in molti dei casi citati dell'A.) richiedono, a parte la perizia tecnica dell'architetto o capomastro (un soggetto stranamente non investigato), l'affidabilità del materiale litico impiegato ed il suo uso nelle coordinate costruttive locali (si pensi alla Siria e all'Armenia).

Per localizzare di più questo procedimento, si consideri il caso del mausoleo triconco sito nella necropoli di Side (p. 57—58): l'A. ha dimenticato che la città possiede altri edifici triconchi posti nel quartiere episcopale, nello stesso episcopio, e presso l'agorà sud. Uno studio simbolico-tipologico ma contestualizzato avrebbe certamente supportato di gran lunga l'esposizione dell'A. rendendola più aderente all'evoluzione storico-urbanistica del Bautypus, anche all'interno degli stessi palazzi episcopali⁵.

Sfortunatamente l'A. non ha fatto ricorso in questa prima lunga sezione del libro a qualche elucidante testo che racconta la costruzione dell'edificio triconco: mi riferisco, ben si sa, all'impresa isaura per il triconco di S. Marta, alla nuova chiesa di S. Giorgio fatta da Teodora Siceota, la chiesa della Trinità a Diadora⁶. La simbolica del Tre, dal concetto di lavacro/resurrezione a nuovo popolo/nuova città [volendo si potrebbe visualizzare un'evoluzione di teologia cristologica in trinitaria (procedimento che vedremo nelle 3 fasi della Lavra)], avrebbe certamente ricevuto nuovi stimoli.

Con la sezione centrale dedicata alla Lavra si entra nell'architettura monastica per eccellenza: la carrellata precedente non ha fatto molta attenzione se l'edificio fosse monastico o cattedrale, urbano o rurale: mi sembrava fortemente significativo individuare, quando possibile, una differenza semantica nell'iconografia del triconco, fosse questo stato posto nella griglia architettonica ecclesiastica. Le pagine sulla Lavra sono dense⁷, ricche di spunti, e offrono al lettore l'intuizione del

Costantinopoli, le chiese son ben illustrate da Th. F. Mathews, *The Byz. Churches of Istanbul. A Photographic Survey*, Penn. Univ. Press 1976, e le nuove acquisizioni tecniche in R. Mark and A. Ş. Çakmak (ed. by), *Hagia Sophia from the Age of Justinian to the Present*, Cambridge Univ. Press 1992.

⁴ P. Cuneo, *Architettura Armena dal quarto al diciannovesimo secolo*, Roma 1988, II, 718—721 per uno sguardo sinottico sui grafici, e I, 23 e ss. sul profilo storico dell'architettura armena. Per il territorio georgiano sarebbe opportuno indicare inizialmente A. Alpagò-Novello, *Religious Architecture*, in AA. VV., *Art and Architecture in Medieval Georgia*, Louvain-la-Neuve 1990, 241 ss. Per i monumenti serbi, ancora utili sono i grafici e foto offerti da M. J. Pupin, *South Slav Monuments. I. Serbian Orthodox Church*, London 1918. Per la chiesa di Kalenić, vedi ora D. Simić-Lazar, Kalenić et la dernière période de la peinture byzantine, Skopje 1995.

⁵ A. Müfid Mansel, *Side. 1947—1966 Yılları kazıları ve araştırmalarının sonuçları*, Ankara 1978, 318 e ss. e fig. 377 per il mausoleo della necropoli, e pp. 257—291; Id., *Die Ruinen von Side*, Berlin 1963 167 senza piantina; V. Ruggieri, *Appunti sulla continuità di Side*, in *Panfilia*, OCP 61 (1995) 95—116. I palazzi episcopali sono stati studiati da W. Müller-Wiener, *Riflessioni sulle caratteristiche dei palazzi episcopali*, Felix Ravenna 125—126 (1984) 120—3 (Side), 112—5 (Afrodisia di Caria: su di essa cfr anche il martyrium e la chiesa triconca considerati da R. R. Smith in *XVI Kazi Sonuçları Toplantısı*, Ankara 1994, 191—206). Qualcosa di analogo anche per Creta: si cita Knossos e poi S. Tito a Gortina (e Itanos?), dimenticando la forma triconca usata nella città e nei vicini villaggi di Metropolis e Messara: cf. I. F. Sanders, *Roman Crete*, Warminster 1982, 89—131.

⁶ Rispettivamente in C. Mango, *Isaurian Builders*, *Polychronion. Festschrift F. Dölger*, ed. by P. Wirth, Heidelberg 1966, 358—365 (fonti e discussione); *La Vie de Théodore De Sykeôn*, ed. par A. Festugière (Sub. Hag. 49), Bruxelles 1970, 55, 12 (discussione in V. Ruggieri, *Byz. Religious Architecture* 247); *Constantine Porphyrogenitus De Administrando Imperio*, ed. by Gy. Moravcsik and J. H. Jenkins, Budapest 1949, XXIX, 281—284 (Commentary, ed. by J. H. Jenkins, London 1962, 112). L'A. cita la chiesa di S. Andrea a Peristerai (p. 83, 95 e 119) per la relazione che questa ha con la Lavra: la Vita Euthymi jun. gli avrebbe dato materiale per seguire più concretamente la prima fase di costruzione della Lavra (cf. V. Ruggieri, *Byz. Religious Architecture* 167, fn 87, e inoltre cf. *Κληρονομία* 13 (1981) 487—496 e *Χριστ. Αρχαιολ. Εταιρείας*, Athens 1983, 54—55).

⁷ Si potevano puntualizzare i grafici 84 e 94—96 con le stesse lettere utilizzate nel testo per meglio visualizzare il discorso.

fondatore Atanasio (p. 104 e ss) che ha voluto il suo tempio tricolo come simbolo della Trinità (inizio della costruzione attorno al 963). Poste le premesse, nulla da eccepire sulla conclusione: le relazioni matematiche rinvenute nella prima fase (7 e multipli⁸) sono portate a compimento nella seconda che iconizza la fase finale tricola. A questo ricco contenuto simbolico non si danno, tuttavia, supporti letterari di carattere simbolico-mistagogico pur trovandoci di fronte il mistero della Trinità: sovengono gli inni siriaci, le visioni di Massimo o le delucidazioni mistagogiche di Germano, certamente pur con altri supporti teologici. La carenza di simbolica teologica — e la teologia in Oriente è incarnata nella liturgia (e qui intendo anche la liturgia delle Ore, capitale per il ritmo monastico: vedi la *Hypotyposis* studiata che rinnova quella sabaita), mi sembra una considerevole lacuna nell'economia di questa sezione. L'altra teologia, quella visiva, posta sui muri, sarebbe stata ancora di grande arditezza nell'essere presa a dispiegare il mistero teologico che il *naos* iconizza. Mi si conceda un solo appunto di carattere teologico-simbolico. A p. 108 si introduce la prima fase di costruzione (la cui formulazione architettonica è costantinopolitano-bitinica) con una considerazione teologica errata. La consacrazione della chiesa è essenzialmente quella dell'altare e si modula su una cristologia battesimale; più tardi si aggiungono, nello stesso eucologio patriarcale costantinopolitano, preghiere e rubriche che, tuttavia, lasciano intatta la cristologia sottostante — e questo dai testi ufficiali bizantini e non dal Pontificale Romano⁹.

A chiusura, si segnala come vari titoli in bibliografia non sono dati nella loro completezza, e che essa inaspettatamente racchiude vari errori tipografici, quasi del tutto assenti fino al momento. Per il glossario (ci si poteva servire anche di A. K. Orlandos — I. N. Traulos, *Λεξικὸν ἀρχαίων ἀρχιτεκτονικῶν ὄρων* [Athens 1986]) sarebbe bene chiarire: 1) *Baptisterium* come Taufkirche, o meglio Taufkeppale; 2) *Coemiterium* anche come tomba singola (derivazione epigrafica e letteraria); 3) *Hypokausten* è reso meglio dall'A. a p. 14, n. 8; 4) *Ikonothesis*, richiamandosi al *Templon* (p. 52) consideri C. Mango, *On the History of the Templon ...*, *Zograf* 10 (1981) 40–43; F. dell'Aquila e A. Messina, *Il Templon nelle chiese rupestri d'Italia*, *Byz* 59 (1989) 20–47 [tipologia riscontrabile anche a Naxos, sede del tricono della Drosiani]; 5) *Katechoumenon*, ha un senso più antico e variegato; cf. V. Ruggieri, *Katêchoumenon: uno spazio sociale*, *EY-ΛΟΓΗΜΑ*, *Studies in honor of R. Taft*, [Studia Anselmiana 110], Roma 1993, 389–402.

Roma

Vincenzo Ruggieri

Teodoro di Mopsuestia, *Replica a Giuliano Imperatore. Adversus criminationes ...* a cura di A. Guida. Firenze 1994, Nardini editore, pp. 225.

Si tratta dell'edizione dei pochi frammenti della risposta polemica di Teodoro di Mopsuestia al *Contra Galilaeos* di Giuliano Imperatore. L'opera di Teodoro è del 378 circa, posteriore quindi di una quindicina di anni allo scritto giuliano. I frammenti ci sono pervenuti attraverso la tradizione delle Catene, cioè dei commenti per lo più anonimi alla Bibbia di età tardo antica o bizantina (su questo punto vd. la corretta informazione da me data nell'edizione dei ffrr. del C. G. di Giuliano, Roma 1990 [pp. 12, 22, 48, 348] e dal Guida frintesa [vd. p. 40 n. 96]). Il volume è distinto in quattro parti: introduzione (pp. 9–66), i nove frammenti con traduzione a fronte (pp. 70–101), commento (pp. 103–192), otto testimonianze indicate come «confutazioni di Giuliano in altre opere di Teodoro e nuove citazioni del „Contro i Galilei“» (pp. 193–225).

Il Guida porta a compimento un lavoro le cui tappe precedenti sono costituite dagli articoli comparsi in «Prometheus» 9 (1983), pp. 139–163; «Sileno» 10 (1984) pp. 277–287; «Bollet-

⁸ Il numero 144 (p. 113 e nota 103) è semplicemente un multiplo di 12: 12 è il contesto di Apoc. XXI, 15–21 (cf. Apoc. VII, 4–8).

⁹ V. Ruggieri, *Consacrazione e dedicazione di una chiesa*, secondo il Barberinianus graecus 336, OCP 54 (1988) 79–118; S. Parenti e E. Velkovska, *L'Eucologio Barberini gr. 336*, Roma 1995, 159–174; V. Ruggieri e K. Douramani, *Tempio e Mensa*, *Rassegna di Teologia*, 32 (1991) 279–300; M. Arranz, *L'Eucologio Costantinopolitano agli inizi del secolo XI. Hagiasmatarion et Archierikon (Rituale et Pontificale)* con l'aggiunta del Leiturgikon (Messale), Roma 1996, 227–245.

tino della Badia Greca di Grottaferrata» 45 (1991) pp. 59–68; «Studi in onore di Mario Naldini», Roma 1994, pp. 87–102.

Nell'introduzione appaiono ben documentate la formazione e l'opera di Teodoro ed è sufficientemente chiaro il quadro della tradizione manoscritta riguardante i frammenti, mentre poco convincente sembra, in presenza di pochi e non amplissimi resti, l'ipotesi sull'organizzazione complessiva e sul tono generale della replica (p. 46), nonché l'affermazione che (p. 44) «*La Replica* seguiva probabilmente passo passo l'articolazione delle tesi del *Contro i Galilei*». L'esempio di quanto un altro polemista, Cirillo di Alessandria, espone a 38D–39E del suo *Contra Iulianum*, che avrebbe cioè riportato una sola volta argomentazioni più volte ripetute, mentre avrebbe omesso le offese contro Gesù, invita a maggiore prudenza. Inoltre la figura e il programma politico giuliano (p. 31) sono interpretati in chiave riduttivamente totalitaristica di restaurazione pagana, senza tenere conto o per lo meno ricordare giudizi ben diversi presenti nella discussione storica moderna. Si pensi ad es. ai saggi contenuti nel volume degli «Atti del III Convegno Internazionale», Perugia 1979, organizzato per l'Accademia Romanistica Constantiniana dalla Facoltà di Giurisprudenza dell'Università degli Studi di Perugia.

Per i frammenti che non presentano al loro interno passi del C. G. di Giuliano, il Guida opportunamente premette il brano oggetto di contestazione (non sempre tuttavia citato in modo corretto: vd. ffrr. 2,26 e 8,20). Le scelte testuali sembrano complessivamente accettabili.

Il commento, ricco di informazioni, non sempre però ben calibrate e confinate talora nelle note (vd. *ex gr.* p. 152), avrebbe acquistato maggiore incisività con una più sicura e valida attenzione alla grammatica ed al lessico del greco tardo, senza bisogno di ricorrere a supposti motivi stilistici per sostenere o negare l'autenticità di un frammento (vd. *ex gr.* p. 123 s. e p. 187 ad 9,1; cfr. Blass-Debrunner, trad. it. p. 200 n. 7 e Cirillo c.l. 131D, 172A).

Generalmente corretta la traduzione, anche se talora poco perspicua per lo sforzo di rimanere aderente ad un dettato tortuoso e talvolta ridondante (vd. *ex gr.* fr. 3,8). Rimangono tuttavia alcuni dubbi. Ad es. a fr. 3,12 l'espressione compresa tra εἰκότως e περιεργαζόμενος è tradotta con «a ragione viene detto che stette nel deserto, tentato per quaranta giorni», ma secondo l'uso perifrastico di εἰμί unito al participio (vd. Blass-Debrunner p. 429 par. 353) esso sembrerebbe corrispondere in italiano a «a ragione è detto che veniva tentato», come del resto intende la versione latina di Marco 1,13 e di Luca 4,1.

Le testimonianze poste in appendice al volume servono ad ampliare il quadro delle argomentazioni avanzate da Teodoro per contestare accuse, di cui spesso si può solo ricostruire l'argomento, ma non il dettato preciso o una sicura attribuzione.

Roma

Emanuela Masaracchia

Kurt Weitzmann, *Sailing with Byzantium from Europe to America. The Memoirs of an Art Historian*. München, Editio Maris 1994. 583 S. 49 Abb.

Kurt Weitzmann ist einer der bedeutendsten Wissenschaftler für die byzantinische Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts. Seine grundlegenden Publikationen zu byzantinischen Elfenbeinen, zu Handschriftenillustrationen, insbesondere der Septuaginta, und ihrer Genese, zu den Sinai-Ikonen haben ein Fundament geschaffen, von dem aus jegliche weitere Forschung auszugehen hat.

Die Autobiographie zeichnet akribisch ein durch die Wissenschaft bestimmtes Leben nach. Da er zu keiner Zeit ein Tagebuch geführt hat, konnte er lediglich auf seine Kalendernotizen sowie seine Aufzeichnungen zu seinen Lehrveranstaltungen zurückgreifen. Seine Arbeit war durch zwei Prämissen gekennzeichnet: Die Forschungen basierten immer auf einer Autopsie der Objekte. So reiste er in jedem Jahr bis an die Grenze physischer Belastbarkeit seit seiner Übersiedlung nach Amerika nach Europa bzw. in den Nahen Osten. Seine Entscheidung, keinem Ruf an eine deutsche oder österreichische Universität zu folgen, resultierte aus der für ihn notwendigen Freiheit, das halbe Jahr auf Reisen gehen zu können, eine ihm ausschließlich in Princeton zugestandene Regelung. Zugleich war er ein akademischer Lehrer, der seinen Schülern nicht nur systematisch Erkenntnisse vermittelte, sondern sie motivierte, eigenständig Fragen am Material zu

entwickeln und sich Forschungsfelder, die sehr wohl an denen ihres Lehrers orientiert waren, zu erobern. Seine Lehrtätigkeit zielte darauf ab, der byzantinischen Kunst den Stellenwert einzuräumen, der ihr im zeitgenössischen Kontext der spätantiken und mittelalterlichen Kunstproduktion zukam. Relevante Erkenntnisse waren diejenigen, die von einem Objekt auf andere übertragbar waren.

Durch den systematischen Aufbau der einzelnen Kapitel werden Forschungs- und Lehrtätigkeit im Kontext der jeweiligen Schwerpunktsetzung wahrnehmbar. Die Studienjahre, die Promotion bei Adolph Goldschmidt und die damit einhergehende grundlegende Auseinandersetzung mit den Elfenbeinen eröffneten nicht nur ein erstes Arbeitsfeld, sondern setzten durch das Fragen nach den antiken Vorlagen einen wesentlichen Schwerpunkt, der für Weitzmann sein ganzes Wissenschaftlerleben bestimmend blieb. Stilphänomene wurden dezidiert auf ihre sie konstituierenden Bedingungen hinterfragt, der Frage der Rezeption antiker oder spätantiker Wurzeln wurde ein hoher Stellenwert eingeräumt. Die darauffolgenden Jahre in Princeton waren dem Handschriftenstudium gewidmet. Um das Gesamtspektrum erfassen zu können, suchte er all diejenigen Bibliotheken auf, die bedeutende Handschriften ihr eigen nennen. Erst auf der Basis dieser umfassenden Kenntnisse wagte er Aussagen zu einzelnen Objekten. Bei seinen Forschungsreisen auf den Athos und im Anschluß auf den Sinai akzeptierte er schwierige Arbeitsbedingungen. Insbesondere die Passagen zu den Sinai-Kampagnen sind aufschlußreich, weil sie uns einen flexiblen Wissenschaftler präsentieren, der gewillt war, sich mit einer ungeheuren Energie andersartigen Materialien, den Ikonen, zuzuwenden und damit der Wissenschaft gänzliche neue Forschungsgebiete zu offerieren (z. B. Kreuzfahrerkunst).

Weitzmanns Arbeiten vollzogen sich zeit seines Lebens in einem regen Kontakt mit anderen Wissenschaftlern, die analoge Fragen berührten. Man stößt in dieser Autobiographie auf die Namen all derjenigen, die die Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts nachdrücklich geprägt haben.

Weitzmanns Interessen beschränkten sich aber keineswegs ausschließlich auf seine eigenen Arbeitsfelder. Er kannte das Spektrum der gesamten Kunstgeschichte aus eigener Anschauung. Eine Alternative zwischen einem ausgewiesenen Spezialistentum einerseits und einer umfassenden Bildung und Neugier auf alle kulturellen Emanationen andererseits war für ihn nicht existent. Signifikant ist aber dennoch, daß er — und dies ist vor dem Hintergrund seiner grundlegenden Forschungen mehr als verständlich — weder der byzantinischen Architektur, noch der Monumentalkunst besondere Aufmerksamkeit zukommen ließ. Und immer wieder war es ihm ein Anliegen, seine Erkenntnisse publik zu machen, ob in Vorträgen, Lehrveranstaltungen, Symposien o. ä. Die Objekte als Studienmaterial zu sammeln, kennzeichnen auch seine Beratertätigkeit für die Sammlungen in Dumbarton Oaks oder das Metropolitan Museum. Zugleich bot ihm etwa die Konzeption der Ausstellung „Age of Spirituality“ die Gelegenheit, Fragen mit den Objekten selbst einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Angesichts der Tatsache, daß der byzantinischen Kunstgeschichte in der deutschen Forschung lediglich eine Randposition zukommt, fragt man sich unweigerlich, wie die Situation heute aussehen könnte, wenn ein Wissenschaftler wie Weitzmann seinen Wirkungskreis in Deutschland gehabt hätte. Daß ein Wissenschaftlerleben, selbst wenn man ein hohes Alter erreicht, nicht ausreicht, um alle angefangenen Projekte zu Ende zu führen, war ihm schmerzlich bewußt. Aus diesem Grund sorgte er sich rechtzeitig um Verbündete, die die Projekte in seinem Sinne fortführen konnten. Seinen Schülern gab er die Chance, so wie es ihm seine Verbindung zu Goldschmidt früh erlaubte, nicht nur Anteil an seiner Arbeit zu nehmen, sondern im besten Sinne zu seinen Mitarbeitern zu avancieren; Namen wie diejenigen von Herbert Kessler, George Galavaris, Gary Vikan, Doula Mouriki und zuletzt Massimo Bernabò sind hier unter anderen zu erwähnen.

Die Autobiographie von Weitzmann skizziert nicht nur ein Lebenswerk, sondern durch diese wird ein maßgeblicher Teil der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts eruierbar.

Bonn

Barbara Schellewald

Hans-Ulrich Wiemer, *Libanios und Julian. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Politik im vierten Jahrhundert n. Chr.* [Vestigia. Beiträge zur Alten Geschichte, 46.] München, Beck 1995. XII und 408 Seiten.

Aus dem umfangreichen Schrifttum des Rhetors Libanios (314—wohl 393 n. Chr.), seinen über 60 Reden und den mehr als 1 000 zwischen 355 und 365 n. Chr. abgefaßten Briefen, ergeben sich vielfältige Informationen über Leben, Anschauungen und Wirken des Flavius Claudius Julian (331/332—363 n. Chr.), des letzten Heiden auf dem römischen Kaiserthron. Der historische Informationsgehalt dieses so reichen Quellenmaterials wird interessanterweise in der Forschung sehr unterschiedlich beurteilt, für die einen, vertreten beispielsweise durch den bislang letzten Biographen Julians, G. W. Bowersock, stellt es ein Zeugnis von höchster Glaubwürdigkeit dar, in der Aussagekraft nur von den Texten Julians selbst übertroffen (Julian the Apostate, London—Cambridge/Mass. 1978, 4f.), während andere Gelehrte wie jüngst E. Pack glauben, eine große Vorsicht gegenüber den dort gemachten Angaben walten lassen zu müssen, verstehen sie Libanios doch als einen unaufrichtigen und realitätsfernen Schmeichler (Städte und Steuern in der Politik Julians. Untersuchungen zu den Quellen eines Kaiserbildes, Brüssel 1986, 255 Anm. 672). Erstaunlicherweise haben es jedoch die Vertreter beider Gruppierungen bislang versäumt, die Schriften des Libanios zur Absicherung ihrer Einschätzung einer grundlegenden literaturwissenschaftlichen Analyse zu unterziehen, ihren „Sitz im Leben“ zu bestimmen; im besonderen wurden die sechs Reden, die Kaiser Julian zum Adressaten oder aber zum Thema haben, noch nie einer historischen Auswertung gewürdigt. Diesen Mangel abzuschaffen, ist H.-U. Wiemer angetreten, eine Aufgabe, die er, um es vorwegzunehmen, vorbildlich gelöst hat. Nach kurzem Vorwort (XI—XII) und einer Einleitung, in der neben anderem auf dieses grundsätzliche Forschungsdesiderat hingewiesen wird (1—12), beginnt der Autor mit dem ersten Hauptteil seiner Arbeit, in dem er die persönlichen Beziehungen zwischen Libanios und Julian untersucht (Kapitel II, 13—76). Dem Leser wird verdeutlicht, daß der verschiedentlich vorherrschende Gedanke eines gleichbleibend guten Verhältnisses beider Männer unrichtig ist, daß Libanios keineswegs über die gesamte Ära des Julian hinweg eine Art „graue Eminenz“ war, sondern daß Differenzierungen unbedingt gemacht werden müssen: es begann mit einem kurzen (nur indirekten) Lehrer-Schüler-Verhältnis im Jahre 349 n. Chr. in Nikomedeia, aus dem ein Briefwechsel resultierte, der eingestellt wurde, als Julian unter dem Vorwurf politischer Konspiration nach Mailand geschickt wurde; die erneute Kontaktaufnahme erfolgte durch Libanios, als sein ehemaliger Zögling zum Caesar Galliens aufgestiegen war (Ende 354—Mitte 360 n. Chr.); der abermalige Abbruch der Beziehungen trat ein, nachdem sich Julian eigenmächtig zum Augustus erklärt hatte und jeder Kontakt für Libanios, der im Dienste des Konstantios stand, nur von Nachteil sein konnte, ihn zu einem Verräter stempeln mußte (Mitte 360—November 361 n. Chr.). Eine vierte Phase sah Libanios nach dem Tode des Konstantios als einen von vielen heidnischen Philosophen, die um die Gunst des neuen Kaisers Julian buhlten, die die Aufnahme in die Hofgesellschaft erstrebten (November 361—August 362 n. Chr.); als der Rhetor dies, nach einer durch den Philosophen Priscus vermittelten Audienz, geschafft hatte, setzte die letzte Phase ein, die bis zum Tode des Herrschers am 26. Juni 363 n. Chr. andauern sollte und Libanios zu einem der engsten Freunde (φίλος) und Gefährten Julians (ἑταῖρος) machte. Dieses insgesamt nur kurze Zeit andauernde sehr enge Verhältnis beider Männer darf nicht, wie häufig geschehen, auf die Gesamtdauer der Beziehung übertragen werden, H.-U. Wiemer hat zudem nachgewiesen, daß Libanios selbst in dieser Phase nicht in der Lage war, einen bestimmenden Einfluß auf die kaiserliche Politik auszuüben: in jedem Fall, in dem eine Meinung des Sophisten bekannt ist, die sich von der des Kaisers unterschied (Höchstpreisedit in Antiocheia, Berechtigung des Persienfeldzuges, erneute Heirat Julians nach dem Tode der Helena), hat sich der Monarch durchgesetzt. — Der zweite Hauptteil der Studie (Kapitel III—VII, 77—268) widmet sich einer eingehenden Textinterpretation der sechs wichtigen Reden, die einen Bezug zu Kaiser Julian haben. Es handelt sich hierbei um den noch in der Hofferne entstandenen „Prosphonetikos an Julian“ (Or. XIII), das, wie H.-U. Wiemer es nennt, „mißglückte Debüt bei Hofe“ (VII u. ö.), weiterhin um die Reden „Für Aristophanes“ (Or. XIV), „Auf Kaiser Julian als Konsul“ (Or. XII), „An die Antiochener über den Zorn des Kaisers“ (Or. XVI), den „Presbeutikos an Julian“ (Or. XV) und die „Monodie auf Julian“ (Or. XVII). Vergleichend wird der in der Wissenschaft schon verschiedentlich behandelte „Epitaphios auf Julian“ (Or. XVIII) herangezogen. H.-U. Wiemer weist nach, daß diese Produkte spätantiker Rhetorik nur dann richtig verstanden werden können, wenn man sie in ihrem Gattungscharakter zu würdigen weiß, dies übrigens eine Gemeinsamkeit mit der häufig unterschätz-

ten byzantinischen Pilgerliteratur. Die Textanalyse ergab, daß Libanios in jedem Fall bemüht war, seinen Reden authentisches Material zugrunde zu legen, sollte ihm dies aber, wie im Falle des „*Prosphonetikos*“ (noch) nicht möglich gewesen sein, so wird dieser Umstand auch als negativ erwähnt — die Arbeiten des Antiocheners verdienen mithin als Geschichtsquelle eine unbedingte Beachtung, der gelegentlich in der historischen Forschung erhobene Vorwurf der Realitätsferne erweist sich als unbegründet. Um die Texte aber nun richtig würdigen zu können, ist es absolut notwendig, sich über ihren „Sitz im Leben“ Klarheit zu verschaffen: ein wesentliches Unterscheidungskriterium dieser allesamt der Panegyrik zuzurechnenden Quellen ist der zuge dachte Empfängerkreis, weil dieser für die Art des Aufbaus und die Inhalte einer Rede von kaum zu überschätzender Bedeutung ist. H.-U. Wiemer differenziert hier zwischen dem „Schaustück“, das den Kaiser lediglich zum Gegenstand, aber weder zum Adressaten noch zum Auftraggeber hat (etwa die „*Monodie auf Julian*“, Or. XVII), mithin auch keiner besonderen Propaganda, sondern nur den Konventionen der Zeit Genüge tun muß, dann dem „Höfischen Probevortrag“ („*Prosphonetikos*“, Or. XIII), der den Kaiser zum Adressaten hat, um dessen Wohlgefallen bemüht ist, folglich dessen Politik auch vertreten muß, dies allerdings im Gegensatz zur „*Offiziösen Kundgebung*“ (hierher gehört die Rede „*Auf Kaiser Julian als Konsul*“, Or. XII), ohne im Besitz detaillierter Informationen zu sein. Während der Redner bei den genannten drei Untergattungen im eigenen Interesse spricht, tut er dies bei der „*Gesandtschaftsrede*“ („*Presbeutikos an Julian*“, Or. XV; „*Für Aristophanes*“, Or. XIV; über die Griffigkeit des von H.-U. Wiemer hier gewählten Terminus mag man unterschiedlicher Auffassung sein; die Bezeichnung „*Vertretungsrede*“ wäre wohl angebrachter) nicht; diese ebenfalls dem offiziellen Zeremoniell zuzurechnende Form, die den Kaiser ja auch persönlich anwesend sieht, trägt Anliegen in fremden Namen vor, sie muß ebenfalls einen gewissen „schmeichelnden“ Unterton haben, um das angestrebte Ziel zu erlangen. Von den genannten Untergruppierungen zu trennen ist das „*Politische Pamphlet*“ („*Epitaphios auf Julian*“, Or. XVIII), das in schriftlicher Form vorliegt, mithin einen nicht genau zu bestimmenden Personenkreis zum Empfänger hat und mehr oder weniger konventionell gehalten ist. Durch diese ungemein wichtige Differenzierung H.-U. Wiemers ist es möglich, den Charakter eines jeden Textes besser zu verstehen, die dort gemachten Äußerungen in ihrer angemessenen Bedeutung zu würdigen: Erkenntnisse der modernen Literaturwissenschaft, deren Anwendung in den neusprachlichen Philologien längst an der Tagesordnung ist, werden so auch in der Altertumswissenschaft heimisch gemacht. — Dem letzten Hauptteil (Kapitel VIII, 269–356) legt H.-U. Wiemer ein konkretes historisches Ereignis zugrunde, die Versorgungskrise in Antiocheia in den Jahren 362 und 363 n. Chr., und untersucht anhand dieser verhältnismäßig gut dokumentierten Fallstudie, welche Informationen aus den Schriften des Libanios zu gewinnen sind, wie ihr historischer Wert zu veranschlagen ist, um damit allgemeine Rückschlüsse auf die Arbeitsweise des Sophisten ziehen zu können. Es zeigt sich wiederum, daß die Ausführungen des Libanios mitnichten nur blutleere Rhetorik sind, vielmehr teilweise singuläre historische Informationen überliefern; so läßt sich beispielsweise nur aus den Reden „*An die Antiochener über den Zorn des Kaisers*“ (Or. XVI) und dem „*Presbeutikos an Julian*“ (Or. XV) der Standpunkt der Ratsherren Antiocheias zur Wirtschaftspolitik des Kaisers erkennen, nur der „*Epitaphios auf Julian*“ (Or. XVIII) belegt die Umstände der Publikation des Höchstpreisediktes, nur Libanios selbst weist auf seine zwischen Kaiser und Stadt vermittelnde Haltung hin. H.-U. Wiemer schließt seine Arbeit mit einer umfangreichen Zusammenfassung, die er klugerweise in vier Abschnitte unterteilt hat (1. Die <julianischen> Reden des Libanios, 357–360; 2. Libanios und Julian, 360–363; 3. Die Herrschaft Julians, 363–367; 4. Die Reden des Libanios als Geschichtsquelle, 367–376). Damit erlaubt er auch dem eiligen Leser, Einblick in die interessanten Ergebnisse seiner gründlich angelegten Studie zu gewinnen. Den Abschluß bilden ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (377–399) sowie ein zweifach untergliedertes Register (400–405). — Es handelt sich bei H.-U. Wiemers Untersuchung um ein anschaulich geschriebenes Buch, in dem sich hervorragende Quellenkenntnis, gründliche literaturwissenschaftliche Methodik und scharfer historischer Verstand zu einer gelungenen Synthese vereinigen. Ein wichtiger Beitrag unter den zahlreichen Abhandlungen, die das vierte nachchristliche Jahrhundert betreffen, diesen so bedeutungsvollen Wendepunkt von spätantiker zu frühbyzantinischer Geschichte.

Thomas Zollt, Kapitellplastik Konstantinopels vom 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. Mit einem Beitrag zur Untersuchung des ionischen Kämpferkapitells. [Asia Minor Studien, 14.] Bonn, Habelt 1994. XIV, 380 S. mit 51 Taf.

In der vorliegenden Arbeit soll die vom 4.—6. Jh. entstandene Kapitellplastik Konstantinopels mit dem Ziel dokumentiert werden, das Zahlenverhältnis von Durchschnittsware und aufwendig gearbeiteten Stücken darzustellen und auch die Typenvielfalt der einfacheren Stücke bekannt zu machen (S. 2). Der erste Teil der Arbeit, der Katalog (S. 7—239), der einen repräsentativen Querschnitt durch alle Kapitellgattungen bietet, soll jedoch kein Corpus sein, da Komplexe von bereits publizierten Kapitellen nicht aufgenommen wurden (S. 3). Im zweiten Teil der Arbeit wird eine stilkritische Untersuchung des ionischen Kämpferkapitells vorgenommen, da gerade diese Gruppe bisher weder ausreichend publiziert noch untersucht worden ist (S. 2).

Den Ausgangspunkt dieser Untersuchung bilden die datierten und datierbaren ionischen Kämpferkapitelle Konstantinopels (S. 248—275), die der Verf. jeweils in der gleichen Reihenfolge „Gesamtform“, „Ornamentik“, „Diskussion“ bespricht. Besonderes Gewicht kommt der Analyse der Gesamtform, dem Verhältnis von ionischem Element und Kämpfer zu, da viele Exemplare sehr einfach ornamentiert sind und sich auch bei aufwendigeren Stücken nur sehr schwer entscheiden läßt, wie lange Dekorationsschemata und Einzelformen beibehalten werden (S. 247). Der Verf. versucht, soweit bekannt oder zu erschließen, den Anbringungsort des Kapitells zu berücksichtigen, da dieser das Erscheinungsbild beeinflussen oder bestimmen kann (S. 247). Eine Schwierigkeit besteht darin, daß 91 Prozent der im Katalog aufgeführten Stücke Streufunde sind (S. 4). Stilistische Betrachtungen nimmt der Verf. stets im Zusammenhang mit der Frage nach der Qualität der Stücke vor, und kann dadurch nur scheinbar fortschrittliche Formen, die durch einen teilweise mißglückten Arbeitsprozeß entstanden sind, ausklammern (so S. 266f.). Verf. weist darauf hin, daß auch die Höhe des Kämpferelementes nicht immer als Ergebnis einer fortgeschrittenen stilistischen Entwicklung zu sehen ist, sondern durch den Ausgleich unterschiedlicher Säulenhöhen und die Maße des Bogenfußes bedingt sein kann (S. 272). Wichtig ist auch die Feststellung, daß innerhalb einer Serie von Kapitellen am gleichen Ort die Gesamtform variiert werden kann (S. 260).

Die frühesten datierten ionischen Kämpferkapitelle stammen aus der zwischen 450—454 errichteten Johanneskirche des Patrikios Studios (S. 48—250); die nächsten chronologisch fixierten Stücke stellen die in der 527—535 erbauten Sergius- und Bacchuskirche (S. 250—253) dar, und die spätesten mit einem genauen Datum versehenen Stücke sind die Kämpferkapitelle aus der in den Jahren vor 555 entstandenen Johannes Prodomos-Kirche im Hebdomon (S. 261—264). An bisher unpublizierten datierbaren Kämpferkapitellen legt der Verf. zwei Kapitelle vom Pege-Friedhof vor, die aus der von Justin I. (518—527) begonnenen Theotokos-Pege-Kirche stammen und auch die einzigen in dessen Regierungszeit datierten Kapitelle darstellen (S. 264—268). Von den Kapitellen der Studios-Kirche abgesehen, stammen auch alle weiteren datierten Kapitelle aus der 1. Hälfte des 6. Jh., als überhaupt die meisten ionischen Kämpferkapitelle entstanden sind (S. 362). Das Ende der Produktion dieses Kapitelltyps fällt in das 8./9. Jh. (S. 361).

Die detaillierten und differenzierten Beobachtungen des Verf. zur Formveränderung des ionischen Kämpferkapitells können im Rahmen der Rezension nicht referiert werden. Stattdessen sei hier der Akzent auf die saubere Methode und die erreichten Ergebnisse gelegt. Verf. stellt der Gruppe der datierten Stücke die undatierten Kämpferkapitelle Konstantinopels gegenüber. Diese faßt er in Gruppen mit „Merkmalen“ zusammen, die sich meist bereits bei der Analyse der datierten Stücke ergeben hatten: „K. mit seitlich vorkragenden Voluten“; „K. mit geschlossenem Umriss“; „K. mit Eckvoluten“; „K. mit Diagonalvoluten“; „K. mit Profilaufsatz“ (S. 275). Das nächste Kapitel behandelt unter der Überschrift „Ornamentik und Gesamtform“ die Akanthusformen und Ornamentalschemata von Kämpfern, Pfeilerkapitellen und ionischen Kämpferkapitellen der Hauptstadt und der Provinzen (S. 338—359). Verf. weist mit wohlthuender Vorsicht darauf hin, daß in den Provinzen oft nicht zu entscheiden ist, welche Werkstätten die Bauornamentik herstellten, wobei als Möglichkeiten bekannt und in Betracht zu ziehen sind, daß das Material entweder in Rohform oder fertig aus Konstantinopel importiert wurde, daß Konstantinopler Werkstätten vor Ort die Bauplastik fertigstellten, daß einheimische und hauptstädtische Werkstätten

ten zusammenarbeiteten oder daß in Konstantinopel ausgebildete Steinmetzen lokaler Herkunft am Ort tätig waren (S. 338f.).

Die in diesem Zusammenhang naheliegende Frage, wie schnell bestimmte Kapitelltypen und Ornamentformen aus Konstantinopel übernommen und wie lange sie beibehalten wurden, illustriert der Verf. am Beispiel der Kämpferkapitelle aus Sardis (S. 339f.). Hinsichtlich der Werkstatttraditionen kann der Verf. feststellen, daß griechische Werkstätten den die Voluten verbindenden Kanalis nach antikem Vorbild beibehalten, und daß allgemein antike Züge am ionischen Element von einheimischen Werkstätten Griechenlands mindestens bis in die zweite Hälfte des 5. Jh. beibehalten wurden (S. 359). In Kleinasien hingegen läßt sich die Tradition der Verdrängung des Kanalis bis in das 2. Jh. n. Chr. zurückverfolgen (S. 360); deswegen ist weder in Kleinasien noch in Konstantinopel jemals ein ionisches Kämpferkapitell mit Kanalis gearbeitet worden. Wegen dieser grundsätzlich anderen Tradition lassen sich griechische Werkstätten für die Entstehung des ionischen Kämpferkapitells ausschließen; stattdessen ist entweder an kleinasiatische oder an Konstantinopler Werkstätten zu denken. Doch gegen eine Entstehung in Konstantinopel selbst läßt sich anführen, daß die frühesten Exemplare alle außerhalb der Hauptstadt gefunden worden sind; der Verf. hält sich aufgrund des lückenhaften Befundes mit einer Entscheidung, wo und wann das ionische Kämpferkapitell entstanden ist, zurück (S. 361, s. aber auch 366).

Vorwiegend stammt das in den Provinzen erhaltene Material aus der zweiten Hälfte des 5. und dem 1. Viertel des 6. Jh. Es kann damit den Bestand an Kapitellen in Konstantinopel ergänzen, wo für diese Zeitspanne keine fest datierten Bauten erhalten sind. Die Entwicklung der provinziellen und hauptstädtischen Bauplastik deckt sich darin, daß der Wechsel der Ornamentik von einer Seite eines Kapitells zur anderen um 480 begann und sich bis weit in das 6. Jh. verfolgen läßt (S. 362). Anhand des provinziellen Materials läßt sich zeigen, daß bereits um 500 die meisten Varianten des ionischen Kämpferkapitells ausgebildet waren und innerhalb eines Baus auftreten konnten. Formvarianten können auch innerhalb einer Serie auftreten.

Ein wichtiges Ergebnis der Arbeit besteht darin, daß der Verf. sowohl am hauptstädtischen (den Kapitellen der Irenenkirche und der Basilika A von Beyazit) wie auch am provinziellen Material zeigen kann, daß die Masse der einfacheren Kapitelle nicht einer geradlinigen stilistischen Entwicklung ihrer Gesamtform unterliegt (S. 362).

Kapitelle mit Diagonalvoluten, die in Konstantinopel erstmals in der Sergius und Bacchus-Kirche belegt sind, lassen sich weder außerhalb von Konstantinopel noch in vorjustinianischer Zeit nachweisen (S. 363).

Ionische Kämpferkapitelle mit seitlich vorkragenden Volutenpolstern, wie sie in Konstantinopel z. B. seit den Kapitellen der Studioskirche auftreten, werden bis in das 1. Viertel des 6. Jh. und sogar noch in frühjustinianischer Zeit gearbeitet, während gleichzeitig bereits Kapitelle mit „geschlossenem“ Umriß als „fortschrittliche“ Form hergestellt werden. Leider erlaubt es die mangelhafte Denkmalüberlieferung nicht zu entscheiden, ob die Kämpferkapitelle mit seitlich vorkragenden Voluten als Rückgriff auf antike Vorbilder aufzufassen sind oder ob sie durchgehend vom 4. bis ins 6. Jh. hergestellt wurden (S. 363f.). Die Entwicklung von Kapitellen mit „geschlossenem“ Umriß, bei denen das ionische Element reduziert wird und sich die Voluten den Kämpferschrägen anpassen, erfolgte, soweit sich das aufgrund des erhaltenen Bestandes beurteilen läßt, in der zweiten Hälfte des 5. Jh. (S. 363). Zu den wichtigsten Ergebnissen der Arbeit gehört zweifellos, daß unterschiedliche Kapitellformen gleichzeitig hergestellt und verwendet werden konnten; das gleiche gilt für die Ornamentik, an der sich ebenfalls nur schwer präzisieren läßt, wie lange Einzelformen nebeneinander herlaufen und wann sie sich eventuell ablösen (S. 365). Beachtenswert ist der am Schluß der Arbeit wiederholte Hinweis auf die Bedeutung der Bautraditionen Kleasiens für Konstantinopel (S. 366), die für die Hauptstadt auch außerhalb der Architektur und Bauplastik eine große Rolle gespielt haben werden.

Die vorliegende Arbeit stellt einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung spätantiker Bauplastik dar. Die vom Material ausgehende Analyse beeindruckt durch ihre Sorgfalt und Systematik, kurz: durch ihre Wissenschaftlichkeit, die niemals den Boden des erhaltenen Befundes verläßt. Trotz der beachtlichen Menge des behandelten Materials beschränkt sich der Verf. auf wesentliche Aspekte. Der Katalog ist auch für andere Gebiete spätantiker Kunst, so für die spätantike Pla-

stik, von Nutzen: eine Reihe der Motive, die die besprochenen Kapitelle schmücken, tauchen auf Schrankenplatten, seltener auf Sarkophagen wieder auf. So schmückt das Kreuz auf einer Weltkugel ein ionisches Kämpferkapitell aus der Basilika A von Beyazit und ein gerahmtes Kämpferkapitell mit Profilaufsatz bei der Irenenkirche, die in die Jahre kurz nach 537 bzw. kurz nach 564 datiert werden können (S. 41 Nr. 83 Taf. 20; S. 99 Nr. 247 Taf. 35). Diese datierbaren Kapitelle liefern somit für einen wenig bekannten Sarkophag wohl östlicher Provenienz in S. Agata Maggiore in Ravenna (F. W. Deichmann, Ravenna. Hauptstadt des spätantiken Abendlandes. Kommentar, 2. Teil [1976] 297 Abb. 169f.) und für zwei Schrankenplatten aus Konstantinopel in Venedig (F. Zuliani in: *I marmi di San Marco. Alto medioevo* 2, 1970, 51 Abb. 13; 53 Abb. 15) einen terminus ad quem oder post quem. Die Zusammenstellung des Materials erlaubt es — um ein weiteres Beispiel zu nennen — das Motiv des „aufgeblühten“ Kreuzes, das zuerst auf dem Gebälk des Propylons der theodosianischen Hagia Sofia erscheint (S. 321), das ganze 5. Jh. hindurch in Konstantinopel zu verfolgen (s. die Kapitelle Nr. 3 Taf. 2; Nr. 8 Taf. 3; Nr. 9 Taf. 4; Nr. 10 Taf. 5; Nr. 136 Taf. 29; Nr. 152. 156 Taf. 31; Nr. 489 Taf. 41). Das „aufgeblühte“ Kreuz findet sich bereits seit dem 2. Viertel des 5. Jh. auf ravennatischen Sarkophagen (s. J. Kollwitz—H. Herdejürgen, *Die ravennatischen Sarkophage*. ASR 8,2 [1979] Kat. B 14 Taf. 57,1; B 22 Taf. 71; 74; B 23 Taf. 72,2; 73,2); seine Verwendung auf lokal hergestellten dalmatischen Kalksteinsarkophagen (z. B. zwei Sarkophage in K. Štafilić und Split, s. I. Fisković, *Vjes Dal* 75, 1981, Taf. 22,1.3) läßt sich als Hinweis darauf werten, daß deren Produktion bereits im 5. Jh. einsetzt.

Der Arbeit ist eine weite Verbreitung und Rezeption zu wünschen.

Rom/Regensburg

Jutta Dresken-Weiland